This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 3078.94

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 4 Feb. 1901.

STECHERT
NEW YORK

Eindrücke

von meiner

Reise in Rußland

im August und September 1891.

Von

C. Tottleben

Major a. D.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1894.

Slav 3094.1
Slav 3078.94

HARVARD COLLEGE
FEB 4 19
LIBRARY

Minor fund

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Erster Abschnitt. — Bis Syllamäggi.

Urlaub. — Mißtrauen und Haß gegen Rußland. — Eine Grenzverletzung durch Rußland. — Abreise. — Liebenswürdige Beamte in Insterburg. — In Eydtkuhnen. — In Wirballen. — Zwischen Kowno und Dünaburg. — Russisches Eisenbahnwesen. — Zwischen Dünaburg und Gatschina. — Deutscher Gutsbesitzer; drohende Hungersnot. — Steinpilze. — In Gatschina. — In Waiwara. — S. 1—22.

Zweiter Abschnitt. — Syllamäggi.

Der Datschenort Syllamäggi. — Familie Keller. — Russisches Dienstbotenwesen. — Russische Kinder. — Nationalspeisen; Sakuska. — Seebad. — Badegesellschaft; Fürstin O. — Wirkung preußischer Orden. — Begrüßung auf dem Strande; Kurkapelle; Handschütteln; Graf Tolstoi. — Nachmittagsthee. — Tanzvergnügungen. — Drohende Hungersnot und deutsche Presse. — Die Deutschen über die deutsche Presse und Rußland. — Zwei Pfaffengeschichten. — S. 23—55.

Dritter Abschnitt. — Petersburg.

Eine Stunde gezwungener Aufenthalt; In Gatschina; Hofgärtner. — Des Zaren Obst. — Petersburg. — Kasansche Kathedrale und russische Andacht. — Peter-Paulskirche. — Peterhof. — Ein patriotischer Droschkenkutscher. — Russisches

[illegible]

[illegible]

Erster Abschnitt.

Bis Syllamäggi.

Inhalt.

Urlaub 1. — Mißtrauen und Haß gegen Rußland 2. — Eine Grenzverletzung durch Rußland 3. — Abreise 4. — Liebenswürdige Beamte in Insterburg 5. — In Eydtkuhnen 5. — In Wirballen 6. — Zwischen Kowno und Dünaburg 9. — Russisches Eisenbahnwesen 11. — Zwischen Dünaburg und Gatschina 15. — Deutscher Gutsbesitzer; drohende Hungersnot 16. — Steinpilze 17. — In Gatschina 18. — In Waiwara 20.

Mein Entschluß, einen achtwöchentlichen Urlaub zu einer Reise nach Rußland zu benutzen und damit einer seit Jahren dringend wiederholten Einladung meines Vetters und Jugendfreundes B. Keller endlich nachzukommen, erregte bei meinen Freunden einiges Aufsehen und gab ihnen Gelegenheit, in launigem Ausmalen meiner im Barbarenlande harrenden Gefahren, sowie in humorvollen Ratschlägen zur Vermeidung derselben, ihren Witz

glänzen zu lassen. — Daß sich dahinter auch wirkliche Besorgnis barg, und daß mein Unternehmen wie ein nicht recht motiviertes Wagnis angesehen wurde, war dabei gar nicht zu verkennen.

Ich teilte das allgemeine Mißtrauen gegen Rußland nicht in dem Umfange, wie meine Landsleute, sondern nahm das Nachbarreich oft, wenn auch ohne viel Erfolg, gegen Verdächtigungen in Schutz. Jedoch die seltene Einmütigkeit in der Gehässigkeit und Geringschätzung, mit der unsere Presse seit Jahren die russischen Verhältnisse beurteilte, war auch auf mich nicht ohne Eindruck geblieben. — Auf ein solches Maß von Abneigung, ja Haß gegen alles Russische war ich allerdings nicht gefaßt, wie ich es in der überwiegend polnischen Bevölkerung jenes Grenzstriches fand, wohin ich ein halbes Jahr vor meiner Reise versetzt worden war. Am meisten wunderte mich, daß die dortigen Deutschen fast am lautesten in die Verurteilung alles Russischen einstimmten; bald aber merkte ich, daß solche Urteile weniger schroff wurden, sich sogar häufig ins Gegenteil verkehrten, wenn sich die Deutschen unter sich allein wußten. Ein Ereignis aus jener Zeit machte mich noch stutziger.

Die Zeitungen hatten wieder einmal über eine Grenzverletzung berichtet, die durch den dabei angeblich bewiesenen brutalen Übermut der Russen besonders eklatant war und jedes menschliche und patriotische Gefühl der Deutschen empören mußte. — Als ich den Distriktskommissar, in dessen Bereich der erzählte Fall vorgekommen war, und den ich schon gelegentlich seine Russenfeindlichkeit hatte betonen hören, nach den näheren Umständen fragte, erhielt ich die überraschende Antwort, daß die Zeitungen den Vorfall diesmal nicht frei erfunden, sondern ziemlich treu dargestellt hätten, nur — — — mit vertauschten Rollen der Mitspieler.

Der Kommissar fügte hinzu, wir hätten es nur dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Russen zu danken, daß die Angelegenheit, deren Verfolgung für uns recht peinlich gewesen sein würde, vertuscht werden konnte. Meine Frage, ob die Zeitungen nicht zur Berichtigung ihrer Erzählung veranlaßt werden würden, schien er etwas naiv zu finden, „da die Russen eine solche Noblesse gar nicht erwarteten." Über meine Bedenken, daß solche Entstellungen, die von der gesamten deutschen Presse in gutem Glauben weiter verbreitet würden, zu der

unheilvollen Spannung zwischen den Nachbarländern immer mehr beitragen müßten, zuckte er die Achseln, und auf meinen Vorwurf über die Doppelrolle, die die Deutschen dabei spielten, wandte er ruhig ein, daß sie so allein Einfluß und Ansehen unter der polnischen Bevölkerung bewahren und ihre Stellung unter ihnen erträglich machen könnten.

Nach diesen Erfahrungen faßte ich wieder Vertrauen zu meinem Vorhaben.

Den letzten Abend vor meiner Abreise brachte ich im Kreise der Kameraden zu, die halb im Ernst, halb im Scherz die Möglichkeit erörterten, daß ich vielleicht nach einem unfreiwilligen Studium der Naturschönheiten Sibiriens viel später als vorausgesehen und auf dem schwierigen Umwege über Amerika zurückkehren könnte.

In Ostpreußen fand ich weniger Ingrimm gegen Rußland; doch auch hier hielt es jeder, mit dem ich ein Gespräch anknüpfte, zunächst für angezeigt, seine Abneigung gegen Rußland zu dokumentieren; fest und unerschütterlich zeigte sich dieselbe jedoch nur bei Juden und Polen.

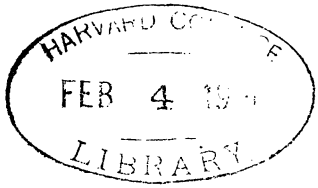
Am 1. August nachmittags traf ich auf dem Bahnhof in Insterburg ein, wo ich einen Zug über-

schlagen wollte, um einen Freund aufzusuchen. Ein Mitreisender behauptete jedoch, daß der nächste Zug keinen Anschluß nach Rußland habe. Ich bat daher einen Beamten um Auskunft, der mir, ohne mich anzusehen, die liebenswürdige Antwort erteilte, das ginge ihn nichts an, und ich könnte das halten, wie ich wollte. Ein zweiter Beamter beschränkte sich bei der gleichen Frage auf den kurzen Rat, einzusteigen, wenn ich überhaupt mitwolle. — Um sicher zu gehen, fuhr ich daher mit demselben Zuge weiter und hatte nun das Vergnügen, in Eydtkuhnen drei Stunden als einziger Passagier in dem großen, düsteren Bahnhof zubringen zu müssen. Zwar bot mir der Kellner an, das nicht weit entfernte „Konzert" zu besuchen, doch verzichtete ich auf die Zerstreuung, als sich herausstellte, daß dieses Konzert ein Karussell war.

Endlich kam der Kurierzug, mit dem ich in drei Minuten nach Wirballen hinüberfuhr, wobei ich beim Passieren der russischen Grenze stillvergnügt den Vers citierte: „Lasciate ogni speranza!"

Nach schriftlicher Verabredung sollte ich in Gatschina von meinem Vetter empfangen werden, mit ihm zunächst nach Syllamäggi gehen, in welchem

Slav 3094.1
Slav 3078.94



Minot Fund

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Erster Abschnitt. — Bis Syllamäggi.

Urlaub. — Mißtrauen und Haß gegen Rußland. — Eine Grenzverletzung durch Rußland. — Abreise. — Liebenswürdige Beamte in Insterburg. — In Eydtkuhnen. — In Wirballen. — Zwischen Kowno und Dünaburg. — Russisches Eisenbahnwesen. — Zwischen Dünaburg und Gatschina. — Deutscher Gutsbesitzer; drohende Hungersnot. — Steinpilze. — In Gatschina. — In Waiwara. — S. 1—22.

Zweiter Abschnitt. — Syllamäggi.

Der Datschenort Syllamäggi. — Familie Keller. — Russisches Dienstbotenwesen. — Russische Kinder. — Nationalspeisen; Sakuska. — Seebad. — Badegesellschaft; Fürstin O. — Wirkung preußischer Orden. — Begrüßung auf dem Strande; Kurkapelle; Handschütteln; Graf Tolstoi. — Nachmittagsthee. — Tanzvergnügungen. — Drohende Hungersnot und deutsche Presse. — Die Deutschen über die deutsche Presse und Rußland. — Zwei Pfaffengeschichten. — S. 23—55.

Dritter Abschnitt. — Petersburg.

Eine Stunde gezwungener Aufenthalt; In Gatschina; Hofgärtner. — Des Zaren Obst. — Petersburg. — Kasansche Kathedrale und russische Andacht. — Peter-Paulskirche. — Peterhof. — Ein patriotischer Droschkenkutscher. — Russisches

Fuhrwesen. — Gostinoi dwor; Katzen. — Eremitage. — Mein Vetter und Expräsident Grant. — Ein preußischer Renommist. — S. 56—82.

Vierter Abschnitt. — Adelsmarschall D.

Mißtrauen und Kriegsunlust russischer Offiziere. — Polnische Illusionen. — Leichtfertige Auffassung der Kronstädter Ereignisse. — Adelsmarschall D. aus L. Gouv. O. — Seine Auslassungen über: Französisches Bündnis. — Kaiser Wilhelm I. — Charakter Alexander III. — Dessen Friedensliebe. — Zukunftskrieg. — Gegenseitiges Mißtrauen. — Baltisches. — Juden und Polen. — Deutsche Presse. — Bismarck. — Kaiser Wilhelm in Narva. — Verschiedenes. — Eisenbahn-Anekdote. — Urteil über Deutsche. — S. 83—121.

Fünfter Abschnitt. — Moskau.

Eindruck von Moskau. — Kreml; Gostinoi dwor. — Eremitage. — Tingel-Tangel und Weiblichkeit. — Französische Ausstellung: Diamanten. — „Die künftigen Waffenbrüder." — Arabisches Konzerthaus. — Théâtre à monde. — Tschischlik. — Datschen, Umgebung; Volksbelustigung. — Pferdebahnen. — Tauben. — Wohlthätigkeit. — Die Deutschen in Moskau. — Künstliche Franzosenbegeisterung. — Skobelew-Anekdoten. — Paßregelung. — S. 122—154.

Sechster Abschnitt. — Heimreise. Russische Armee.

Reisegefährte. — Russische Reservisten in Mozaisk. — Brest-Litowski. — General Gurko. — „Deutsches Hotel" in Warschau. — Polnische Juden. — In Illowo. — Schlußwort. — Anhang: Eine Betrachtung über das russische Militär. — S. 155—183.

Erſter Abſchnitt.

Bis Syllamäggi.

Inhalt.

Urlaub 1. — Mißtrauen und Haß gegen Rußland 2. — Eine Grenzverletzung durch Rußland 3. — Abreiſe 4. — Liebenswürdige Beamte in Inſterburg 5. — In Eydtkuhnen 5. — In Wirballen 6. — Zwiſchen Kowno und Dünaburg 9. — Ruſſiſches Eiſenbahnweſen 11. — Zwiſchen Dünaburg und Gatſchina 15. — Deutſcher Gutsbeſitzer; drohende Hungersnot 16. — Steinpilze 17. — In Gatſchina 18. — In Waiwara 20.

Mein Entſchluß, einen achtwöchentlichen Urlaub zu einer Reiſe nach Rußland zu benutzen und damit einer ſeit Jahren dringend wiederholten Einladung meines Vetters und Jugendfreundes B. Keller endlich nachzukommen, erregte bei meinen Freunden einiges Aufſehen und gab ihnen Gelegenheit, in launigem Ausmalen meiner im Barbarenlande harrenden Gefahren, ſowie in humorvollen Ratſchlägen zur Vermeidung derſelben, ihren Witz

überraſcht. Die Sonne ſchien ſo recht klar und morgenfriſch auf eine bergige Landſchaft, die viel Ähnlichkeit mit der Umgegend von Danzig zeigte. Man konnte nur einzelne Teile der Stadt überſehen, da das Ganze in Wald- und Bergſchluchten verſchwand, ſo daß nur hier und da die Spitzen der Häuſer hervorſahen. Es waren zierliche Holzbauten, die unter der ſtrahlenden Sonne in allen Farben ſchillerten. — Ich wurde nicht müde, mich umzuſehen und vergaß darüber ſogar, zu frühſtücken. Ich bin nicht ſicher, welche Stadt es war, da ich die ruſſiſchen Buchſtaben nicht entziffern konnte, auch keinen Dolmetſcher fand; doch glaube ich, daß es Kowno war.

Bei der Weiterfahrt verlor die Gegend bald den Charakter einer angenehmen Hügellandſchaft, bis ſie in eine reizloſe, wald- und waſſerreiche Fläche überging. Doch ſah ich noch näher oder entfernter von der Bahn Dörfer, die einen ſehr guten, ſelbſt ſtattlichen Eindruck machten.

Hinter Dünaburg änderte ſich das Bild ebenſo gründlich, wie ungünſtig. Die Dörfer, die ich von da ab in den Waldlichtungen zu ſehen bekam, waren troſtlos; für die einzelnen Gebäude iſt „Hütte“ ein noch zu euphemiſtiſcher Ausdruck.

Dagegen war ich überraſcht von den zierlichen, nicht zu kleinen Bahnwärterhäuschen aus Holz mit ihren blühenden Gärtchen, die ſich einer ſorgſamen Pflege zu erfreuen ſchienen. Dabei fiel mir auf, daß bei jedem dieſer Häuschen ein zweites, aber etwas kleineres, ſonſt ganz gleiches erbaut wurde. Es waren das Wachthäuschen für die Soldaten, wenn der Zar die Strecke bereiſt. Bisher wurden die Soldaten in entſetzlichen Erdhütten oder Erdlöchern, von denen ich auch einige bemerkte, untergebracht.

Das ruſſiſche Eiſenbahnweſen hat mir ſehr gefallen. Es gab, wenigſtens ſoweit ich gefahren bin, nur durchlaufende Wagen, wie ſie bei uns erſt neuerdings eingeführt werden. Der innere Wagenraum iſt ſo breit, wie ein gewöhnliches Coupé bei uns, jeder Wagen hat aber außerdem noch einen durchlaufenden Seitengang. Die zweite Klaſſe hat glatte, reich gepolſterte Bänke, die nicht in Sitze abgeteilt ſind. Dadurch erſcheinen ſie im erſten Augenblick einfacher, als die unſrigen, ſind aber thatſächlich bequemer, da man ſich auf ihnen lang ausſtrecken kann. Dieſer Vorzug kann allerdings in Frage geſtellt werden, wenn zu viele Reiſende

in ein Coupé kämen; doch scheint das nur im Notfall zu geschehen. Ich habe wenigstens gesehen, wie die Schaffner aufmerksam bemüht waren, dem zweiten Mitglied einer Sitzreihe eine andere freie Bank zu verschaffen. Als einmal etwa vier Passagiere in ein Abteil kamen, wurde in Narva sofort ein neuer Wagen eingestellt und die Reisenden davon benachrichtigt, damit sie es sich bequemer machen könnten. — Ich war sehr erstaunt darüber. Wie oft bin ich in Deutschland gefahren, wenn der letzte Coupéplatz benutzt werden mußte, und die Schaffner auf schüchterne Einwendungen des Publikums einfach grob wurden.

Ein entschiedener Vorzug der russischen Wagen besteht darin, daß von einem zum andern geschützte Übergänge sind und der Verkehr des Personals nur innerhalb des Zuges stattfindet. Auch hat jeder Wagen an beiden Enden einen offenen Perron, wo sich die Reisenden nach Belieben aufhalten können, was bei uns, soweit sie in neuen Wagen gleichfalls vorhanden sind, verboten ist. — Ich habe von diesem Kulturfortschritt ausgiebig Gebrauch gemacht und mich dabei mit Mitreisenden wie mit dem Zugpersonal angenehm unterhalten. Manchmal beschränkte sich

die Unterhaltung freilich auf gegenseitiges, wohlwollendes Anlächeln, das auf russischer Seite in Verklärung überging, wenn ich eine Cigarre opferte.

Alle kleineren Brücken waren auf der ganzen Strecke neu repariert, die über die großen Flüsse wurden ganz umgebaut und mußten auf Notgleisen passiert werden. Das geschah mit einer fast übertriebenen Vorsicht, denn der Zug rückte dabei buchstäblich nur Zoll um Zoll vor. Es sah freilich trotzdem manchmal gefährlich genug aus.

Die Fahrgeschwindigkeit war gering, aber sehr gleichmäßig.

Nur solche Stationen, an denen der Kurierzug hält, haben Restaurationen, denen bestimmte Verpflichtungen auferlegt sind. Außer dem Büffett mit kalten Delikatessen müssen sie je nach der Tageszeit verschiedene warme Gerichte bereit halten. Da selbst der Kurierzug mindestens 10 Minuten, zu den Speisezeiten aber 20 und 30 Minuten Aufenthalt hat, so kann man sich in aller Ruhe erfrischen. — Im Speisezimmer sind auf langer, gedeckter Tafel die Gerichte bereits aufgetragen, wie derbe, aber wohlschmeckende russische Suppen, Braten, Beefsteaks, Koteletts u. s. w. Will man nicht vom

Büffett Gebrauch machen, das das ruſſiſche Sakuska darbietet, ſo ſucht man ſich am Tiſch aus, was am beſten gefällt und ißt die weder brühheißen noch kalten, ſondern mundgerechten und nicht zu teuren Speiſen mit vollem Behagen.

Ebenſo wird auch der Thee vorbereitet. Einige Zeit vor Ankunft des Zuges werden die Gläſer, deren jedes einige Stückchen Zucker und eine Zitronenſcheibe enthält, aus dem Rieſenſamowar mit kochendem Waſſer gefüllt, und die Hereintretenden können ſofort trinken, ohne ſich Mund und Schlund zu verbrennen. — Wer etwa Mißtrauen gegen den vorbereiteten Thee hegt, läßt ſich ſein Glas direkt am Samowar füllen. Doch geſchieht das, und mit Recht, nur ſelten, ich habe öfters die Theevorbereitung auf Bahnhöfen mit angeſehen und die dabei beobachtete peinliche Accurateſſe bewundert.

Und welche Mengen von Thee werden getrunken! — Das muß man ſehen, um ſich eine Vorſtellung davon machen zu können. Alle ohne Ausnahme trinken Thee, auch das Zugperſonal, obwohl dieſes ihn ſich ſchon auf der Fahrt fortwährend ſelbſt bereitet, ſo daß auch jeder Reiſende zu jeder Minute ein Glas Thee erhalten kann.

Dieſes fanatiſche Theetrinken macht auch, daß ich von der berüchtigten Vorliebe der Ruſſen für Wotki ſo gut wie nichts bemerkt habe. Mehrfach lehnte der Schaffner einen ihm angebotenen Schnaps dankend ab, ein Glas Thee aber niemals.

In Dünaburg, wo das Zugperſonal wechſelte, gab ich meinem fürſorglichen Schaffner die zweite Rubelhälfte, welche Freigiebigkeit bis Gatſchina nachwirkte, denn ich wurde von dem neuen Perſonal mit einer zärtlichen Aufmerkſamkeit wie ein ihnen anvertrautes kleines Kind behandelt. Auf den Stationen kam ſtets jemand zu mir, demonſtrierte mir durch Fingeraufheben die Dauer des Aufenthaltes, ſchickte mir Kellner in den Wagen, wies mich in der Reſtauration zurecht, paßte auf, daß ich nicht übervorteilt wurde u. ſ. w. Überhaupt muß ich hervorheben, daß das ruſſiſche Eiſenbahnperſonal vom Stationsvorſteher bis zum Packträger mit und ohne Trinkgeld von größter Freundlichkeit, Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit iſt.

Von Dünaburg bis Gatſchina fuhren wir ununterbrochen durch Wald, der nur ſelten den Blick auf ein kleines bebautes Ackerfeld oder ein armſeliges Dorf geſtattete; kaum daß bei den Stationen

sich größere Lichtungen zeigten. — Zu beiden Seiten der Bahn bestand der Wald auf etwa 1 Kilometer Weite aus 30 bis 40jährigem Nachwuchs, dahinter erst erhob sich der Hochwald. Man konnte daraus deutlich erkennen, wie weit beim Bau der Eisenbahn die Bäume gefällt worden waren. Durch das billige und gleich an Ort und Stelle geschlagene Holz sollen die Kosten des Bahnbaues verhältnismäßig gering gewesen sein.

Eine Stunde vor Gatschina stieg ein älterer Herr zu mir ein, der mich sofort deutsch anredete. Er war in Sachsen geboren, was man ihm noch anhörte, obgleich er seit fast 40 Jahren in Rußland als großer und anscheinend reicher Gutsbesitzer lebte. — Von ihm erhielt ich die erste Nachricht über die in Rußland bevorstehende Hungersnot.

Ich stand noch völlig unter dem Eindruck, daß in Deutschland infolge der unausgesetzt nassen und kalten Witterung der letztvergangenen Monate keine gute Ernte zu hoffen war. Daher war ich um so erstaunter, als Herr N. mir mitteilte, daß in Rußland aus dem entgegengesetzten Grunde so gut wie gar keine Ernte zu erwarten sei. Seit dem April hätten sie keinen Regen gehabt, während die Hitze

schon damals auf 30 Grad und im Mai noch höher gestiegen sei, so daß alles verdorrt und verbrannt wäre. — Seine Besorgnis für die Zukunft war sehr groß und er meinte, es müßte durchaus beizeiten etwas gethan werden, um der fürchterlichsten Not vorzubeugen.

Auf allen Stationen boten Männer, Weiber und Kinder kleine und größere Körbe mit Steinpilzen feil, die auch von den Reisenden begierig gekauft wurden. Man verzeihe meiner Schwäche für diese Kostbarkeit eine ausführlichere Schilderung.

Die Pilze waren ausschließlich nur die ganz echten, bei uns so seltenen, von den Römern schon dem Golde gleich geschätzten Steinpilze. Für wenige Kopeken kaufte man große Portionen dieser Schätze; und in welcher Menge sie vorhanden sein mußten, geht daraus hervor, daß die Verkäufer auf größeren Stationen wohl 30 Köpfe überstiegen.

Ich habe bei meinen Verwandten in vollem Sinn geschwelgt in diesen Delikatessen, die mir täglich und in den verschiedensten Zubereitungen vorgesetzt werden mußten.

Die Pilze bilden einen Hauptbestandteil der Nahrung des russischen Volkes, das fast alle Schwämme

ißt, auch die meiſten ſolcher, die bei uns verſchmäht oder für ſchädlich gehalten werden. Die Krone der Pilze aber, die echten Steinpilze, verſagen ſich die armen Leute, weil deren Verkauf oft ihre einzige Geldeinnahme bildet. — Umſomehr tadelte ich die leichtſinnige Verſchwendung, die ſie mit dieſer für ſie ſo wichtigen Hilfsquelle trieben, denn die Pilze waren alle mit der Wurzel aus der Erde genommen, was ihre Weiterverbreitung hindern und mit der Zeit fraglich machen mußte. Herr N. erwiderte darauf lachend, daran denke hier niemand; bisher ſei auch noch niemals ein Mangel an dieſer Gottesgabe bemerkt worden.

In Gatſchina, wo wir abends 7½ Uhr ankamen, verabſchiedete ich mich von meinem freundlichen Reiſegefährten und erwartete auf dem Warſchauer Bahnhof meinen Vetter, der um 8 Uhr eintreffen ſollte. — Ich beobachtete unterdeſſen mit Intereſſe das Gebahren der zahlreich auf dem Bahnhof anweſenden Gardeoffiziere, die, obwohl ſie von einander gar keine Notiz nahmen, doch in allem andern den Eindruck feiner und vornehmer Leute machten.

Als mein Vetter um 9 Uhr noch nicht da war,

erkundigte ich mich beunruhigt nach den Zügen von und nach Narva, doch konnte niemand eine Silbe Deutsch. — Die ersten Fragen erhielt ich wohl noch, indem ich all mein Schulfranzösisch zusammenraffte, durch die Liebenswürdigkeit eines Offiziers beantwortet; dann aber verließen uns beide unsere linguistischen Kenntnisse und eine weitere Verständigung wurde unmöglich. Ich hielt die verschiedensten Ansprachen mit einer Beredsamkeit, um die mich der alte Faselhans Cicero sicher beneidet hätte; ein Verständnis dafür fand ich aber nicht. — Endlich erwiderte mir ein Beamter etwas, das ich zwar auch nicht verstand, aber durch seine freundlichen Grimassen beruhigt, schöpfte ich Hoffnung. Plötzlich ließ er mich stehen und rannte in eiligstem Laufe fort. — Mit einem Seufzer der Ergebung ließ ich mich im Wartesaal nieder, entschlossen, die Dinge an mich herankommen zu lassen. Nach einer Viertelstunde kam der Beamte keuchend und freudestrahlend zurück in Begleitung eines gut gekleideten Arbeiters, der — — aus Hannover war.

Der Beamte nahm das angebotene Trinkgeld nicht, dagegen einige Cigarren mit Begeisterung an. Der Arbeiter fuhr mit mir nach dem andern Bahn-

hof, vermittelte dort die Aufnahme einer zweiten Depesche, führte mir einen deutsch redenden Packträger zu und empfahl sich dann ohne Trinkgeld oder auch nur Cigarren anzunehmen.

Als ich in den Zug steigen wollte, wiederholte sich die Wirballener Scene mit komischer Treue. — Ich übergab dem Gepäckträger die Handtasche, da entriß mir ein anderer die Reisedecke, ein dritter den Mantel, ein vierter den Regenschirm, ein fünfter die eingekaufte Konfektschachtel. Mehr hatte ich nicht zu vergeben; aber ein sechster schreitet als Pilot vor mir her, um mir den Weg nach dem 10 Schritt entfernten Zug zu zeigen, und ein siebenter stürzt mit kühnem Sprung voran ins Coupé, um mir beim Einsteigen zu helfen. — Als ich in die Waggonthür trete, stehen sieben ungeheuer vergnügte Gestalten da und strecken mir die Hände zum Abschied hin. Gerührt von soviel Freundlichkeit, gebe ich dem Gepäckträger 50 Kopeken, schüttle den andern die Hände und winke und nicke den immer noch freundlich, aber mit einem Stich ins Dumme grinsenden Gesichtern dankende Abschiedsgrüße zu, während sich der Zug langsam in Bewegung setzt.

Waiwara, wo wir 1½ Uhr nachts ankamen,

war nichts als ein kleines, aber recht hübsches Bahnhofsgebäude. Ich ging hinein; doch war kein Mensch darin zu finden. Nachdem ich alle Zimmer durchschritten, betrat ich einen kleinen, sehr eleganten Salon mit roten Sammetmöbeln, luxuriöser Waschtoilette und rätselhafter Inschrift in russischen Buchstaben über der Thür. Es war, wie ich später bei meiner wiederholten Anwesenheit erfuhr, ein Damenzimmer und der Eintritt in den geheiligten Raum Männern strengstens verboten.

In aller Unschuld machte ich es mir auf dem weichen Sofa bequem und merkte nur noch undeutlich, wie jemand das Zimmer betrat, nach kurzer stummer Pause jedoch sich leise wieder entfernte, worauf ich in festen Schlaf versank.

Als ich morgens gegen 7 Uhr erquickt erwachte, kam mir die Situation doch etwas sonderbar vor. Ich durchstöberte das Haus in allen seinen Winkeln, fand aber nur meinen Koffer vor, der im offenen, unverschlossenen Hausflur friedlich dastand.

Ich hatte gerade gründliche und erquickende Toilette im Damensalon gemacht, als endlich gegen 8 Uhr ein Unterbeamter anlangte. Nach gegenseitigem, freundlichem Anlächeln sagte ich so lange

zu ihm: „Droſchke — Syllamäggi!“ bis ein Lächeln ſein Geſicht verklärte und er wie beſeſſen davonlief. Das kannte ich nun ſchon als gutes Zeichen, und richtig kam er nach einer halben Stunde mit einer Droſchke — Verzeihung für das harte Wort! — wieder.

Es war dies ein höchſt primitives, kleines Bauernfuhrwerk, das eine beleidigende Ähnlichkeit mit einem Kälberwagen hatte, nur daß dieſes Vehikel offenbar während ſeines Beſtehens — und es hatte ein ſehr ehrwürdiges Alter — niemals gereinigt worden war.

Auf dieſem Fuhrwerk zog ich zwar nicht wie ein Triumphator, aber doch guten Mutes in Syllamäggi ein. —

Zweiter Abschnitt.

Syllamäggi.

Inhalt.

Der Datschenort Syllamäggi 23. — Familie Keller 27. — Russisches Dienstbotenwesen 29. — Russische Kinder 33. — Nationalspeisen; Sakuska 35. — Seebad 36. — Badegesellschaft; Fürstin O. 38. — Wirkung preußischer Orden 40. — Begrüßung auf dem Strande; Kurkapelle; Handschütteln; Graf Tolstoi 42. — Nachmittagsthee 43. — Tanzvergnügungen 44. — Drohende Hungersnot und deutsche Presse 46. — Die Deutschen über die deutsche Presse und Rußland 48. — Zwei Pfaffengeschichten 50.

Die Gegend war eine reizlose, ziemlich gut angebaute Hochebene, von der ich mich einigermaßen enttäuscht fühlte. Um so angenehmer überrascht war ich, als wir nach Syllamäggi selbst kamen. Von einem irgendwie zusammenhängenden Ort war keine Rede. Das halbe Dutzend Bauernhöfe liegt weit zerstreut, jeder einzelne für sich, ganz wie in Westfalen. Im übrigen ist es ein umfangreiches, bergiges Waldterrain mit prachtvollen Laub- und Nadelhölzern, das in Terrassen zum Meer abfällt.

In diesem Walde sind ganz regellos, ohne irgend welche langweilige Symmetrie und Ordnung, hier und dort und da größere und kleinere, immer aber im Grün tief versteckte villenartige Häuser aus Tannenstämmen erbaut, die je nach ihrer Größe mit einem oder mehreren Balkonen und Veranden versehen sind. — Das sind die sogenannten Datschen, Sommerwohnungen der wohlhabenden Petersburger und Moskauer, die von ihnen für das Sommerhalbjahr für ziemlich hohe Preise gemietet werden. Da die Familien meist wieder ihre alte Datsche mieten, so haben sie diese ein für allemal eingerichtet und lassen das Meublement den Winter über dort. Und noch nie soll es vorgekommen sein, daß aus den 6 — 8 Monate hindurch ganz unbewohnten Häusern etwas gestohlen wurde!

Die einzige Familie, deren dortige Datsche zugleich ihr einziges Eigentum ist und auch im Winter von ihr bewohnt wird, ist die ehemals sehr reiche, jetzt aber völlig verarmte des Baron v. Stackelberg.*)

*) Bemerkung. Nach dem Bombenattentat Vaillants besprachen viele Zeitungen internationale Anarchisten und bezeichneten den Deutsch-Russen Baron v. Stackelberg als eins der gefährlichsten Mitglieder derselben, weil er sein „ungeheures Vermögen" völlig in den Dienst des Anarchismus gestellt habe.

Syllamäggi ist daher etwas ganz anderes, als ein deutscher Kur- oder Badeort.

Gasthäuser giebt es dort überhaupt nicht, sondern nur ein Kurhaus. Dieses ist ursprünglich ein großer — — Kuhstall gewesen, der durch Holzwände in Tanzsaal, Büffett und Nebenräume sehr geschickt abgeteilt ist, auch für den Sommer ein kleines Post- und Telegraphenbureau enthält. — Man kann daselbst Wein, sehr gutes Bier, Likör, Cigarren, Butterbrote und Konfekt erhalten.

Die sonstigen Bedürfnisse der Bewohner von Syllamäggi werden durch ein „englisches Magazin" gedeckt. Dieses befindet sich in einem abgelegenen Bauernhof, woselbst die spekulative Bäuerin ein äußerlich sehr primitives aber praktisches Magazin eingerichtet hat, wie ich es mir für eine Neuansiedlung in Amerika denke. Man bekommt dort eben alles, aber auch alles, was man braucht. Der Laden vereinigt

— Da einstimmig und unbefangen der obenerwähnte Baron v. St. als der einzige und letzte, aber gänzlich mittellose Abkömmling der einst nach Stand, Besitz und Vermögen berühmten Familie bezeichnet wurde, so müßte er wohl identisch sein mit dem von den Zeitungen als millionenreicher Anarchist bezeichneten Baron v. St. — Es ist das wieder ein Beweis, mit welcher Leichtfertigkeit die ausländische Presse gerade die unrichtigsten Gerüchte über russische Verhältnisse am liebsten verbreitet.

die ganze Kaufmannschaft einer Stadt, ohne Rücksicht natürlich auf raffinierte Überkultur. Selbstverständlich giebt es auch hier Konfekt. Ich glaube, der Russe kann alles andere eher entbehren, als dieses.

Ein anderer unternehmender Bauer hält eine Equipage bereit, noch ein anderer eine Droschke (gleichfalls Kälberwagen) und ein unglückliches Reitpferd, welches etwa 12 Stunden täglich die Jugend auf seinem Rücken trägt und sich nichts daraus macht.

Beim Gärtner des Baron v. St. kann ein Kurmacher kleine Bouquets kaufen, wenn — — Blumen vorhanden sind, was bei der damaligen Dürre selten war, zum Leidwesen beider Teile.

Die Familien führen in ihren Datschen einen vollständigen Haushalt. Das Meublement ist ihr einmal beschafftes Eigentum, zu dem sie bei der alljährlichen Übersiedlung im April oder Mai nur noch Betten, Silberzeug und einige Luxusartikel mitbringen. — Hausierende Männer und Weiber versorgen sie mit Fleisch, Wild, Geflügel, Milch, Butter, Käse, namentlich mit köstlichen frischen wie geräucherten Fischen, armdicken Aalen, Krebsen, Steinpilzen, Waldbeeren, unter denen besonders die Himbeeren beliebt sind. — Ein Großstädter kann

dort in Sachen, die für ihn seltene und teure Delikatessen sind, für wenig Geld schwelgen.

Die Feldfrüchte, selbst der Roggen, standen noch auf dem Felde und zwar gegen mein Erwarten nach dem Gespräch mit dem Gutsbesitzer, recht gut. Die Halmfrüchte werden nicht gemäht, sondern mit der Sichel geschnitten. Dies ist eine Notwendigkeit, denn der Boden ist ein ganz unglaubliches Steingeschiebe, worauf kaum einige Erdkrumen zu sehen sind, so daß man glauben möchte, es könne überhaupt kein Halm darauf wachsen.

Aber gerade diesem Steingeschiebe hatte die Gegend eine verhältnismäßig gute Ernte zu danken, denn ihm wird die Eigenschaft zugeschrieben, bei zu großer Nässe das Wasser tiefer einzusaugen und bei anhaltender Dürre die Feuchtigkeit besser zu erhalten und damit ein zuverlässiger Temperaturregulator zu sein, so daß wirkliche Mißernten auf diesem Boden nicht vorkommen. —

In dieser friedlichen Idylle habe ich drei herrliche, unvergeßliche Wochen verlebt.

Die Familie meines Vetters, bestehend aus Frau und acht Kindern von 17 bis 3 Jahren (die alle, die Cousine voran, in einer Schönheitsausstellung

die beste Aussicht auf Prämiierung haben würden) bewohnte die größte Datsche.

Von meiner Cousine, die ich bereits in Deutschland kennen gelernt hatte — ihre Familie ist 1866 aus Hannover nach Moskau ausgewandert — wurde ich mit wohlthuender Herzlichkeit begrüßt; meine Nichten und Neffen, denen ich noch fremd war, zeigten sich anfangs etwas scheu, aber nach wenigen Stunden konnten wir uns kaum mehr vorstellen, daß wir uns jemals nicht gekannt hätten.

Ich hatte die Familie überrascht, da man mich von der beabsichtigten Veränderung im Reiseplan benachrichtigt glaubte. Meine Depesche von Wirballen traf gleichzeitig mit mir, die von Gatschina erst zwei Stunden später ein.

Durch meine vorzeitige Ankunft hatte ich meinen Vetter um eine große Freude gebracht. — Er hatte einen feierlichen Empfang für mich geplant, der ein heiteres Seitenstück zum Empfang der Franzosen in Rußland sein sollte. Ganz Syllamäggi, ohne Unterschied der Nationalität, hatte ihm bereitwillige Unterstützung dabei zugesagt. Preußische, deutsche und russische Fahnen sollten die Datsche Keller schmücken, die Kurkapelle mich mit der preußischen

Hymne begrüßen, Böllerschüsse die Ankunft verkündigen, und ein Zauberfest mit Tanz und italienischer Nacht die befreundeten Familien und deren Kinder fröhlich bei ihm vereinen.

Ob wohl ein solcher Scherz in so hochpolitischem Augenblick anderswo ratsam wäre?! — Es kam nun zum Bedauern aller Kinder, wozu man die Erwachsenen ruhig mitzählen kann, vorläufig nicht dazu.

Gleichzeitig lernte ich das Haus- und Dienstpersonal kennen, das in schöner patriarchalischer Sitte mit zur Familie gerechnet wurde.

Da war zuerst Mlle. Goy, die Bonne für die mittleren Kinder. Obwohl aus Genf, wachte sie mit Eifersucht darüber, für eine Vollblutfranzösin angesehen zu werden. Ihr Nationalstolz war gerade damals durch die Kronstädter Ereignisse auf Siedehitze gestiegen; dennoch vertrug sie sich mit mir, dem Erbfeinde, sehr gut. Sie sprach wenig und schlecht deutsch, ihr Russisch sollte noch schwächer sein und ich argwöhne, ihr Französisch war nicht viel besser. Ihre Pflegebefohlenen hätten sie gut entbehren können, aber nicht — — das Ansehen eines anständigen, russischen Haushaltes.

Njanja, die Wärterin der beiden Kleinsten, war

ein esthnisches Fräulein von etwa 60 Jahren und wäre für einen Maler ein unbezahlbares Modell für eine Macbethsche Hexe gewesen.

Nikifer der Hausknecht, gewesener Soldat, echt russischer Gesichtstypus, war beschränkt und grenzenlos gutmütig, dabei sehr geschickt in allen mechanischen Künsten. Er war der unermüdliche und immer freundliche Diener aller, besonders des übrigen Dienstpersonals. Mich nannte er „Palkownik" (Oberst) und bewies mir eine Ehrerbietung wie seinem wirklichen Regimentskommandeur.

Das übrige weibliche Dienstpersonal bestand dem Range nach aus: Justuscha der Nähterin und Plätterin, Arina der Wäscherin, Domna dem Stubenmädchen und Mascha der Köchin. Alle vier waren recht nette und blitzsaubere Mädchen.

Da die Dienstbotenverhältnisse in allen wohlhabenden Häusern Rußlands ähnliche sind, so können die Bemerkungen, die ich über die Leute meines Vetters mache, als allgemeine Regel gelten. —

Die vier genannten weiblichen Wesen hatten in ortsüblicher Weise ihre Karriere im Hause als Ammen begonnen und avancierten nach der Anciennetät (Verdienst und Protektion auch hier nicht ausge-

schlossen) von der Köchin zur Nähterin. Vakanzen durch Entlassung treten nur selten ein, häufiger durch Verheiratung, an der dann die Herrschaft mit Herz und Geldbeutel teilnimmt.

Im allgemeinen wird über die russischen Dienstboten, namentlich die weiblichen, vielfach geklagt; ihr mangelhafter Begriff von Ehrlichkeit, ihr Drang nach Abwechslung und ihr schwaches Herz sollen sie unzuverlässig machen. Doch glaube ich, daß auch hier, wie anderswo, die Güte und Brauchbarkeit des Dienstpersonals in erster Reihe von der eigenen Herrschaft abhängig ist.

Mein Vetter und andere deutsche Familien lobten wenigstens die Treue, Anhänglichkeit und sonstigen guten Eigenschaften ihrer Dienstboten sehr. — Deren eigene Zurechnung zur Familie geht sogar so weit, daß sie sich wiederholt mit wetteifernder Aufopferung rechtzeitig in stand setzen, einem neuen Familienzuwachs der Herrschaft als Amme dienen zu können. — In solchem Fall scheut sich sogar die Nähterin nicht, von ihrem hohen Rang zeitweise herabzusteigen. Das ist aber auch der einzige Beweggrund für ihre freiwillige Degradation! Wer es sonst wagen wollte, der Plätterin die Arbeit der

Wäscherin oder dieser die des Stubenmädchens auch nur für eine Viertelstunde zuzumuten, der würde ohne Verzug eine entrüstete Kündigung oder gar sofortiges Weglaufen der gekränkten Dienerin riskieren.

Diese berechtigte russische Eigentümlichkeit hat sich aus dem Überfluß an Dienstboten herausgebildet. Aber wer sich den Luxus leisten kann, hat es auch andererseits gut dafür. Es wird täglich gewaschen und geplättet, und ich erhielt meine Wäsche so zart und schön wie aus dem vornehmsten Laden.

Im übrigen sind die Bedürfnisse der Dienstboten außerordentlich bescheiden. Sie bekommen nur zweimal in der Woche Fleisch, sonst nur Milch, Kohlsuppe, Fische, Schwämme u. s. w. Ihre Hauptnahrung jedoch ist die schwarze Grütze, die fast gänzlich die Stelle unserer Kartoffel einnimmt.

Das Unterscheidungsvermögen von Mein und Dein soll bei Finnen und Esthen stark, bei Russen und Polen um so schwächer ausgeprägt sein; die deutschen Dienstboten bilden eine Übergangsstufe zwischen beiden Gruppen. Die eigene Herrschaft, wozu glücklicherweise auch deren Gäste gerechnet werden, soll jedoch unter dieser Schwäche selten leiden.

Außer den genannten Dienstboten gehörten noch

zum Hausstand meines Vetters ein Fräulein Lau und der Diener Fedor, die in Moskau zum Schutz des Hauses zurückgeblieben waren. — Dabei behaupten meine Verwandten noch, daß sie sich nach russischen Begriffen mit dem Personal aufs äußerste eingeschränkt hätten! — Nun, bei solcher Einschränkung auf neun Dienstboten und acht sehr lebendige Kinder können die Nerven der Hausherrin wohl manchmal angegriffen sein.

Gleich am ersten Tage lernte ich die Familien des Fabrikanten Herrn D..... meyer und des Kaufmanns Herrn Ka..... kennen, beide Moskauer, beide vor 25 bis 30 Jahren, der eine aus dem Hannoverschen, der andere aus dem Hessischen nach Rußland verschlagen und dort angesehene, reiche Leute geworden, auch beide mit acht Kindern gesegnet.

Dies scheint dort der übliche Satz, eine Art Ehrenpunkt zu sein, denn die nächste befreundete Familie hatte gleichfalls acht Sprößlinge. Es war dieses zwar eine Doppelfamilie der baltischen Brüder Ba....., von der Herr B. sen., Kaufmann in Riga, vorläufig nur sechs Kinder hatte, aber auch nur erst im Alter von 14 bis 2 Jahren, und Herr B. jun., Lehrer am Petersburger Konservatorium,

zwei Kinder von 3 und 2 Jahren. Beide hatten also begründete Hoffnung, das vorläufige Manko noch decken zu können.

Meine Nichten und Neffen stellten mir auf ihrem Spielplatz mit großer Feierlichkeit etwa 20 größere und kleinere Kinder vor. Das ging unaufhörlich: „Ach Onkel, hier: Fräulein Ella Dr., Herr Peti K., Fräulein Dora B.“ und niemals wurde versäumt hinzuzufügen: „Mein Onkel, Major T. aus Preußen!“ — Höchlichst belustigt über den Triumph meiner kleinen Verwandten, verbeugte ich mich bei jeder Vorstellung würdig und schüttelte die entgegengestreckten Hände. Am zeremoniösesten war ich dabei vor den kleinsten Kindern von 8 bis 6 Jahren. Doch als die Vorstellung vorüber war, nannte ich die Kleinen unter 12 Jahren selbstverständlich „Du“.

Wie erstaunte ich aber, als mir später die Mütter und Väter die kleinen Kinder ihrer Freunde gleichfalls als „Herr und Fräulein“ vorstellten und sich selbst allenfalls nur erlaubten, solche sechsjährigen Kinder mit bloßem Vornamen anzureden, aber stets das „Sie“ dabei anwendeten. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, dieser russischen Sitte ein volles

Zugeständnis zu machen, setzte aber doch nach und nach meine Du-Grenze etwas herunter.

Einige Tage nach meiner Ankunft kehrte mein Vetter mit den Herren D..... meyer und Ka..... aus Moskau zurück. Er begrüßte mich mit dem lauten Zuruf: „Vive la France, monsieur!“ und behauptete übermütig, dieser Ruf wäre ihm durch viel tausendmaliges Ausstoßen zur Gewohnheit geworden.

Ich hatte mich in Syllamäggi schnell eingelebt und genoß mit wahrem Behagen die schöne Natur, das idyllische Leben und die köstlichen Nationalsuppen. Die beliebteste ist „Tschi“, aus frischem oder saurem Kohl mit „Schmand“ und einem schönen Stück Fleisch bestehend; nach meinem Geschmack geringer ist die ähnlich zubereitete Roterübensuppe „Borsch“; am meisten bevorzugte ich die kräftige, geschmackvolle Fischsuppe.

Jedes Mittagessen beginnt mit dem „Sakuska“, und dieses wieder mit einem Schnaps. An die Sitte, vor dem ersten Bissen einen Schnaps zu trinken, mußte ich mich erst gewöhnen; ich fand es anfangs ebenso unnatürlich, wie der Vetter meine Gewohnheit, nach dem Essen ein Schnäpschen zu trinken. Geradezu entsetzt war er aber, daß ich un-

parteiisch beide Sitten beachtete. Nach dem Schnäpschen wurde unbedingt ein Stückchen Delikateßhering mit einem Bissen Brot genossen, bevor zu den übrigen Leckereien des Sakuska gegriffen wurde, wie Schinken, Rauchfleisch, Käse, Pickles, Kaviar, Lachs, geräucherte Fische u. s. w., auch gab es häufig Krebse, die die schönen Oberkrebse seligen Andenkens an Größe noch übertrafen.

Kein Wunder, wenn das Sakuska seinen Zweck, den Appetit zu reizen, bei mir oft verfehlte und meine Leistungsfähigkeit bei den folgenden Genüssen zum Kummer meiner Verwandten einschränkte, obgleich mein Appetit durch die Seeluft und das tägliche Bad stärker als sonst war.

Das Baden war köstlich. Die Einrichtungen, zu denen man über einen langen Steg gelangte, waren einfach aber praktisch. Das Bad war generis communis, d. h. die Geschlechter hatten abwechselnd zu bestimmten Stunden das Baderecht. Der Untergrund der See war von festem Sand und glatt wie eine Sammetdecke. Ebbe und Flut sind kaum wahrnehmbar, der Wellenschlag oft recht stark.

Als ich mit meinen Neffen zum erstenmal baden ging, teilten etwa 40 Herren von jedem Alter dieses

Vergnügen mit uns. In einer leeren, thürlosen Zelle entkleidete ich mich und trat dann heraus. Ich lasse es unentschieden, ob mein Erstaunen über die gänzliche Hüllenlosigkeit der Herren oder deren Verwunderung über meine Badehose größer war. Die mich musternden Blicke zwangen mir die Empfindung auf, als ob ich als Gigerl unter eine Bauernhochzeit geraten wäre. Dieses demütigende Gefühl in Verbindung mit den nachfolgenden Vorwürfen meiner Neffen, war doch so stark, daß ich am nächsten Tage gleichfalls ohne diese dürftige Hülle badete. — Die Freude meiner Neffen über mein Zugeständnis an die Natur steigerte sich zum Entzücken, als sie die Schußnarben in meinem Oberschenkel entdeckten, und ich stieg ungeheuer in ihrer Achtung. Sie hielten es für ihre heilige Verwandtenpflicht, alle Anwesenden auf meine Auszeichnung aufmerksam zu machen, und während ich sie nur mit Mühe davon abhielt, ihre Finger in meine Wundmale zu legen, mußte ich die neugierigen, bewundernden Blicke der andern aushalten, deren Lästigkeit durch die krampfhafte Anstrengung, Gleichgültigkeit zu erheucheln, noch erhöht wurde. — Einer meiner Neffen gab dem Allgemeinempfinden bezeich-

nenden Ausdruck, als er, die Spuren eines Streifschusses an meinem Arm entdeckend, mit begehrlichem Seufzer sagte: „Ach Onkel, wenn ich wenigstens so etwas hätte!“

Das tägliche Leben in Syllamäggi war ein sehr angenehmes. Vormittags promenierte man im Walde oder am Strande, badete, sah dem heiteren Treiben und den Spielen der zahllosen Kinder zu u. s. w. Nachmittags hielt man seine Siesta, las beim Kaffee oder vielmehr Thee die Zeitungen (wir hatten russische, deutsch-russische und drei Berliner Blätter), abends traf sich alles am Strande, wo die Kapelle musizierte und die Gesellschaft politisierte, philosophierte, intriguierte und medisierte ganz wie überall.

Die Sommergäste waren zum größeren Teil Deutsche und Balten, zum kleineren Russen. — Ein Romanschreiber hätte hier seine Rechnung und genug Vorbilder zu einem zeitgemäßen Stoff finden können.

Da war eine vornehme Dame mit einem bildschönen, zehnjährigen Töchterchen, die mir mit einem merkwürdigen Talmirespekt als Fürstin und Prinzessin O. bezeichnet wurden; daneben ein älterer, stattlicher Herr Müller (wenn ich nicht irre) als — — nun, als Lebensgefährte der Fürstin und Vater

der Prinzessin! Des Rätsels Lösung war, daß die Frau Fürstin mit großmütiger Einwilligung aber mit weniger großmütiger Unterstützung des Fürsten O., ihres Gemahls, seit zwölf Jahren einen — — selbständigen Haushalt mit Herrn Müller führte, wofür der Fürst sich durch verschiedene andere Haushalte an verschiedenen Orten mit verschiedenen Damen entschädigte. — Soweit war ja alles in bester Ordnung, aber originell russisch schien es mir, daß die Prinzessin nicht nur den Namen des Fürsten führen durfte, sondern auch die einzig berechtigte Erbin der großen Reichtümer desselben sein sollte unter zahlreichen ebenso berechtigten Kindern ihres angeblichen Vaters.

Aber auch für mich, ohne Romantiker zu sein, war es sehr interessant, Sitten, Gewohnheiten, politische und sonstige Anschauungen dieser nach Stand und Nationalität so verschiedenen Elemente kennen zu lernen, unter denen sich noch ein Geheimrat und Excellenz Le ....., Professor in Dorpat, einige Offiziere und viele Studenten befanden.

Eine ähnliche Gesellschaft, in der aber das russische Element überwog, lernte ich bei wiederholtem Besuch in Merrikyll kennen, darunter einen

Admiral, einen General a. D. sowie Offiziere vom Generalstab und der Garde. — Merrikyll ist ein Datschenort wie Syllamäggi, hat aber von seiner Ursprünglichkeit schon mehr eingebüßt, weshalb ich Syllamäggi vorziehe.

Mit herzlicher Dankbarkeit will ich hier bezeugen, daß ich an beiden Orten von der Gesellschaft mit der größten Liebenswürdigkeit, ja Herzlichkeit aufgenommen worden bin, und nicht am wenigsten von den russischen Kameraden.

Jetzt wurde es mir auch klar, warum mein Vetter so dringend verlangt hatte, daß ich, da ich nicht in Uniform reisen durfte, wenigstens meine Orden mitnehmen sollte. Man kann sich gar nicht vorstellen, welch ein Ereignis in ganz Rußland solche preußische Ordensschnalle ist. —

Als ich sie zum erstenmal anlegte, stieß mein neunjähriger Neffe Wladi einen Naturschrei des Entzückens aus und wollte sie „geszenkt“ haben, beruhigte sich auch nicht eher, bis er sie zu meiner geheimen Sorge mit den Fingern geprüft und gründlich befühlt hatte. — Die Bewunderung durch die Großen, besonders die Militärs, war aber gewiß nicht geringer, und wenn sie sich auch nicht ganz

so naiv äußerte, so war doch das Befühlen der Orden nicht ausgeschlossen, wenigstens wurde diese Ehre dem eisernen Kreuz zu teil.

Dieses scheint in Rußland eines besonderen Ansehens zu genießen, denn selbst die Generale machten mir schmeichelhafte Bemerkungen über diese „brillante Dekoration". Die jüngeren Offiziere bezeichneten sie unumwunden als beneidenswertes Ziel der Sehnsucht.

Ich hatte sonderbare Gedanken, als ich den beiden alten Invaliden, die als Doppelposten die Siegessäule vor dem Winterpalais in Petersburg bewachten, gegenüberstand und wir gegenseitig unsere Dekorationen bewunderten und — betasteten. Ich wenigstens that es. Der eine Invalide hatte 8, der andere 14 Kreuze und Medaillen, — ich selbst nur die üblichen 5 — darunter beide die große silberne Medaille mit dem Bildnis Kaiser Wilhelms I, die sie mit besonderem Stolz vorwiesen. — Mit Worten konnten wir uns nicht verständigen, aber wir nickten uns freundlich zu und grinsten uns zärtlich an.

Ich habe kaum einen Posten gefunden, der nicht vor meinen Orden Honneur gemacht hätte; ja ich

war bald so klug, die Orden überall da anzulegen, wo meiner freien Bewegung hätten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden können. So passierte ich, für das erwiesene Honneur herablassend dankend, frank und frei die kaiserlichen Schlösser in Gatschina, Petersburg, Peterhof und Moskau.

Und das war alles in der Zeit, als die fieberhafte Erregung nach der Kronstädter Zusammenkunft ihren Höhepunkt erreicht hatte!

Dieses unerwartete Ereignis erfüllte damals alle Gemüter und beschäftigte auch mich sehr stark. Ich geriet daher fast in Verlegenheit, als ich bei meinem ersten Erscheinen am Strande von der Kapelle mit der preußischen Jubelhymne begrüßt wurde. Doch als ich unbefangen bleiben wollte, wurde ich von allen Seiten mit gekränkter Miene darauf aufmerksam gemacht, daß die Kapelle mir zu Ehren dieses Stück intoniere, und als sie fortfuhr, preußische Märsche zu spielen, an denen die ganze Gesellschaft, einschließlich der Russen, ihre aufrichtige Freude äußerte, konnte ich nicht umhin, der Kapelle und ihrem Dirigenten einige freundliche Worte zu sagen.

Es war fast rührend, wie die Leute vor Freude

strahlten, ihren — — Landsmann ehren zu können. Sie waren aus Elbing in Westpreußen und spielten seit 1871 alljährlich im Sommer in Syllamäggi und Umgegend, musizierten sich im Herbst und Winter allmählich nach der Heimat zurück, die sie manchmal kaum erreicht hatten, um dann mit Frühlingsanfang wieder in Syllamäggi einzutreffen.

Ich wurde am Strande allen Damen und Herren vorgestellt und bei der Begrüßung wie beim Abschied durch Händedruck geehrt. Diese Sitte ist so sehr russisch, daß ihr Unterlassen wie eine Beleidigung, fast wie eine Kriegserklärung betrachtet wird. Als ganz besonderer Zug der Originalität (manche sagten geradezu „Narrheit" dafür) des Grafen Leo Tolstoi wurde mir angeführt, daß er sich von dieser Sitte des Handreichens emancipiert habe.

Ich war einigemal von befreundeten Familien zum Nachmittagsthee eingeladen, der ganz wie unser Damenkaffee ist. Nachdem der Thee gemeinsam eingenommen war, begab sich Groß und Klein, Damen und Herren, jeder einzeln, zur Dame des Hauses und sprach, mit einer Verbeugung oder einem Knix ihr die Hand reichend, seinen Dank aus. Hierbei war es ganz einerlei, ob man sofort aufbrach oder

zum Abendessen dablieb. — In letzterem Fall wurde die Zwischenzeit von der Jugend mit Tanzen und Spielen im Freien, von den Müttern mit liebevollen Betrachtungen über die Abwesenden und von den Herren mit sinnigen Erörterungen von Weltverbesserungsplänen, noch lieber aber und erfolgreicher mit „Wind" zugebracht, einem neuen, interessanten Whistspiel mit Zusätzen und Anklängen aus Skat, Boston und Preferençe, welches die Russen leidenschaftlich und sehr hoch spielen. — Nach dem Abendessen wurde dann die Dankzeremonie gewissenhaft wiederholt.

In der allgemeinen Unterhaltung traten drei Themata besonders stark hervor: der nächste Ball, die drohende Hungersnot und die Kronstädter Revue.

Das Tanzvergnügen beschäftigte selbstverständlich zumeist die Damen. — Tags vor meiner Ankunft war ein Kinderball gewesen, der bis 3 Uhr früh gedauert hatte. Drei Tage später sollten die Erwachsenen dieses Vergnügen haben. Während meiner Anwesenheit in Syllamäggi fanden derartige Festlichkeiten, Bälle, musikalische Soireen und dgl. außerordentlich häufig statt und gaben mir ebenfalls reichen Beobachtungsstoff.

Der Unterschied zwischen Bällen der Kinder und der Erwachsenen war nur nominell. — Auf den Kinderbällen tanzten junge Damen von 24 bis 6, und junge Herren von 20 bis 8 Jahren. Auf den Bällen der Erwachsenen tanzten ganz dieselben Personen, nur fielen die Kinder unter 10 Jahren aus. Dafür beteiligten sich einige junge Frauen am Tanzen, die sich zur allgemeinen Freude der Jugend ihren oder ihrer Freundin unwilligen Eheherrn zuweilen zwangsweise zum Tanz abholten. — Die männliche Jugend über 20 Jahre ließ sich nicht einmal zwangweise zum Tanz verleiten, selbst dann nicht, wenn sie, wie einige neubeförderte Unteroffiziere und Vizefeldwebel d. R., eigens zum Ball von Narva und weiter hin gekommen waren. — Die Erklärung für solche frühe Blasiertheit ist leicht darin zu finden, daß die Knaben mit 8 und 9 Jahren anfangen zu tanzen und zwar nach allen Regeln der Kunst und Etikette. — Ich traute meinen Augen kaum, als ich sah, mit welcher Lust und Leidenschaft, mit welcher Kenntnis und Beobachtung der Formen und mit welcher Grazie auch die kleinsten Kinder bis 2 Uhr nachts tanzten. Die Blasiertheit überkommt indessen nur die Herren, bei den Damen scheint die Tanzlust unvergänglich zu sein.

Auf den Bällen wurde mit einem Feuer und einer leidenschaftlichen Hingabe getanzt, dagegen unsere Kasinobälle nur als schläfrige Pflichtübungen erscheinen. — Walzer, Polka und der weniger beliebte Galopp sind wie bei uns, Contre, Quadrille und Cotillon aber sehr verschieden und — hübscher. Alle drei Tänze bestehen aus den reizendsten, übermütigsten Mazurkatouren, welch herrlicher Tanz jedoch mit unserm Masurek kaum Ähnliches hat.

Der andere Gegenstand lebhafter Unterhaltung war die in Rußland drohende Hungersnot.

Alle sahen mit Sorge in die Zukunft und waren ebenso einig darin, daß von der Regierung etwas geschehen müsse, als uneinig über das Was oder Wie. Da erfolgte — ich war schon über acht Tage dort — das Verbot der Ausfuhr von Getreide u. s. w. Alle fanden dieses Verbot selbstverständlich, zweifelten aber, ob es genügen würde.

Nun hätte man die deutschen Zeitungen, die dort gehalten wurden, lesen sollen!!

Ein Wutschrei ging durch die ganze deutsche Presse. Einstimmig wurden die Maßregeln Rußlands als ein tückischer, verwerflicher Schachzug gegen Deutschland erklärt, ja für eine direkte,

brutale Herausforderung angesehen. Wer jetzt noch zweifelte, daß Rußland im nächsten Frühjahr über uns herfallen wolle und einzig und allein zu diesem Zweck sein Getreide zurückhielt, der wolle eben blind bleiben! —

In diesem Geist verharrten die Zeitungen wochenlang, und erst sehr allmählich und widerstrebend brach sich eine unbefangenere Auffassung Bahn, und dieses auch wohl nur, weil politische Gesichtspunkte eine Beruhigung der Gemüter wünschenswert erscheinen ließen.

War das ehrliche Unkenntnis der deutschen Presse, oder waren es, wie die entrüsteten Deutschen in Rußland behaupteten, Börsenmanöver?

War es Unkenntnis, so war sie nicht zu entschuldigen, da dieser Gegenstand schon wochenlang vor dem Ausfuhrverbot die Gemüter in Rußland beschäftigte. Außerdem würde sie nur die Berechtigung des von russischer Seite gemachten Vorwurfs erweisen, daß die deutsche Presse um so leichtfertiger über russische Verhältnisse urteile, je weniger sie dieselben kenne. — Waren es aber Börsenmanöver — und das liegt näher — so leuchtet ihre Verwerflichkeit umsomehr ein und giebt zu-

gleich einen Milderungsgrund ab für das strenge, schonungslose Vorgehen Rußlands gegen die Juden. —

Welchen Eindruck die deutsche Presse mit ihren ewigen Gehässigkeiten gegen Rußland auf die dort lebenden Deutschen macht, das ahnt sie wohl kaum. — Ich habe mit vielen dortigen Deutschen oft und eingehend darüber gesprochen. Alle, ohne Ausnahme, waren entrüstet über die Ungerechtigkeit — sie brauchten einen viel schärferen Ausdruck — der deutschen Zeitungen.

Dabei habe ich unter den in Rußland lebenden Deutschen eine schwärmerische Begeisterung für ihr altes Vaterland gefunden, wie sie sich so rein, so unreflektiert in Deutschland selbst nur in und unmittelbar nach der großen Zeit des Krieges gegen Frankreich gezeigt hat. — Da war nichts von verdrossener Nörgelei, nichts von ängstlicher Schwarzseherei, von philisterhaftem Besserwissen — — nur patriotischer Stolz, einfach vertrauende Liebe für Kaiser und Reich.

Und diese Empfindungen beschränken sich nicht auf bloße Worte. — Man sehe ihre Thaten, die Asyle und großartigen Wohlthätigkeitsanstalten, die

sie in Petersburg und in Moskau für ihre minder glücklichen Landsleute unter dem bereitwilligen Schutz der russischen Behörden gegründet haben! Man höre den gerührten Dank der Aufgenommenen, man sehe die musterhaften Anstalten in dem Krankenhause, das der Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger in Moskau geschaffen hat! — Hier steht neben der ehernen Bildsäule des größten deutschen Heiligen, — denn das ist er den Deutschen in Rußland — des Kaisers Wilhelm I., die Bildsäule seines treuen Freundes Alexander II., von B. Keller dem Verein als Zeichen deutscher Verehrung und Dankbarkeit gewidmet.

Der weitaus größte Teil der Deutschen hat seine Eigenschaft als deutsche Unterthanen beibehalten, trotzdem manche 20 bis 30 Jahre in Rußland leben, ihre Familien dort gegründet und ihr Glück gefunden haben. — Der älteste Sohn des Herrn Ka..... ist in diesem Jahr Einjähriger im alten Vaterland, der Sohn des Herrn Dr .... meyer diente zu jener Zeit in München sein Jahr ab, und meine Neffen können es nicht erwarten, ihrer patriotischen Pflicht in Berlin zu genügen. —

Alle Deutschen erklärten übereinstimmend, es

wäre mehr wie Undankbarkeit, wenn sie nicht warme und aufrichtige Freunde Rußlands sein wollten, das sie so gastfrei aufgenommen habe, in welchem sie ihr Glück gemacht hätten und wo sie frei und ungehindert, ohne etwas von den berüchtigten Chicanen oder dem Haß gegen die Deutschen zu merken, leben könnten.

Allerdings wäre die allgemeine Stimmung gegen die Deutschen in den letzten Jahren weit unfreundlicher und immer gereizter geworden, was früher durchaus nicht der Fall war. Aber sie müßten der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß die Hauptschuld daran die deutsche Presse trüge, die unentwegt mit Wegwerfung und Gehässigkeit die russischen Verhältnisse darstelle, verdächtige und sich vor den schlimmsten Entstellungen der Thatsachen nicht scheue.

Ein drastischer Beweis davon wurde mir so zu sagen ad oculos demonstriert. —

Die gerade eingetroffenen deutschen Zeitungen erzählten mit dem Schrei moralischer Entrüstung einen Fall als Beweis, mit welcher brutalen Unduldsamkeit die Russen die protestantische Religion in den baltischen Grenzen unterdrückten. Danach

sollten sie einen namentlich benannten Geistlichen, der sich unliebsame Äußerungen über die russische Unduldsamkeit erlaubt hätte, vom Amte entsetzt, die Familie brotlos gemacht und ihn nun noch obenein nach Sibirien verbannt haben.

Hierzu erzählte mir Herr B . . . . . sen. — und mehrere Anwesende bestätigten die Richtigkeit der Erzählung — folgendes: Er kenne den Geistlichen persönlich; derselbe hätte schon seit Jahren die Gewohnheit, mit den Behörden in Konflikt zu liegen. — Da erschien jener unselige Ukas, wonach nicht allein in den orthodoxen sondern auch in den protestantischen Kirchen ein öffentliches Dankgebet gehalten werden sollte, weil Gott eine Großfürstin so erleuchtet hatte, daß sie zur rechtgläubigen Kirche übergetreten war. Dieser Ukas verletzte, wie natürlich, die Protestanten aufs tiefste. Aber auch die meisten Russen mißbilligten ihn. Daher mag es auch gekommen sein, daß die Behörden es nicht zu erfahren schienen, wenn viele Geistliche dieses angeordnete Gebet stillschweigend unterließen. — Jener Geistliche aber, der vielleicht ohne Falsch wie die Tauben, aber ganz gewiß weder so friedfertig wie diese, noch so klug wie die Schlangen war,

begnügte sich nicht mit der schweigenden Ignorierung des Ukases, sondern gab von der Kanzel herab seiner tiefen Empörung beredte Worte und erklärte laut, sein Gewissen verbiete ihm, das befohlene Dankgebet zu sprechen.

Von diesem überflüssigen Mannesmut mußten die Behörden endlich Notiz nehmen. — Zureden der Freunde, gütliche Vorstellungen, Ermahnungen und nachfolgende Verwarnungen der Behörden prallten an dem Glaubensfelsen wirkungslos ab. — Der Geistliche ging sogar noch weiter. — Er erklärte von der Kanzel, daß sein Gewissen ihm fernerhin verbiete, Se. Majestät den Zaren, als den Unterdrücker des evangelischen Glaubens noch fernerhin in das öffentliche Kirchengebet einzuschließen. Und er blieb dabei! — Darüber waren Wochen vergangen, dann wurde er seines Amtes enthoben.

Vier Monate später ergab sich eine Gelegenheit, und er wurde wieder als Pfarrer in ein Gouvernement des mittleren europäischen Rußland versetzt, nicht, wie die Zeitungen berichteten, nach Sibirien verbannt. — Sein Nachfolger im Amt mußte gleichzeitig seine Stellung mit ihm tauschen.

Den Fall dieses zweiten Geistlichen hatte ich

ſchon einige Wochen vorher in den Zeitungen geleſen. Derſelbe ſollte hiernach zur Unterwerfung unter die orthodoxe Religion gezwungen werden, und da er ſich widerſetzte, gleichfalls brutal fortgejagt ſein. —

Hierüber war nun wieder Herr Ka..... als perſönlicher Bekannter dieſes Mißhandelten genau unterrichtet. — Der Herr war Seelenhirt einer unter lauter Orthodoxen weit zerſtreuten Gemeinde. — Bei den großen Prozeſſionsumzügen der griechiſchen Kirche, wo ſich alle Begegnenden vor dem Allerheiligſten, ich glaube dem Marienbilde, niederwerfen und bekreuzen, erregte der proteſtantiſche Pfarrer dadurch Ärgernis, daß er mit bedecktem Haupte der Prozeſſion zuſah. Er wurde gebeten, dem fremden Glauben doch wenigſtens das Zugeſtändnis des gebildeten Mannes zu machen und die Kopfbedeckung vor dem Allerheiligſten abzunehmen. — Das litt ſeine Glaubenstreue und ſein Mannesmut nicht! Nicht einmal ein Vermeiden der Prozeſſion! Er fühlte im Gegenteil das Bedürfnis, ſein Gemüt an der Gewißheit der Gnade, im Beſitz des beſſer patentierten Glaubens zu ſein, zu erquicken und ſcheute zu dem Zweck nicht einmal die immer drohender werdende Gefahr vor der erbitterten Bevölkerung.

Der Ausgang war, daß er mit dem vorhin genannten Geistlichen tauschen mußte, wodurch er in eine noch immer überwiegend protestantische Gegend kam und somit der Gefahr, einer orthodoxen Prozession zu begegnen, weniger ausgesetzt war. —

So rücksichtslos konnten natürlich nur Moskowiter verfahren!!

Übrigens muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß Balten und Deutsche, wenn sie auch die dort öfter vorkommende Streitlust und Starrsinnigkeit der lutherischen Geistlichen offen tadeln, die gewaltsame Reformierung der Ostseeprovinzen zur orthodoxen Kirche aufs schmerzlichste empfanden und beklagten.

Aber ebenso wahr ist es auch, daß sie selbst das Vorgehen der Russen gewissermaßen entschuldigten. Nicht dem religiösen Übereifer, sondern der Politik schrieben sie es zu. Ich komme bei anderer Gelegenheit noch darauf zurück. — Ich will aber hier gleich bemerken, daß Balten wie Deutsche wetteifernd spotteten über die „Stammesangehörigkeit" der Bevölkerung der Ostseeprovinzen, die die deutschen Zeitungen mit Vorliebe betonen, und daß die Balten, wenn sie auch keine begeisterten Russen

ſein mögen, doch noch entſchieden viel weiter von dem Wunſch entfernt ſind, deutſche Unterthanen zu werden. —

Am 20. Auguſt gab mein Vetter das große Zauberfeſt, das zu Ehren meiner Ankunft geplant war, zur Feier meines Abſchieds.

Dieſer wurde mir wirklich ſchwer, nicht nur von meinen Verwandten, ſondern auch von all den liebenswürdigen Leuten verſchiedener Nationalität und von dem lieblichen, idylliſchen Ort.

Am andern Tage reiſte ich mit meinem Vetter nach Petersburg. —

Dritter Abschnitt.

Petersburg.

Inhalt.

Eine Stunde gezwungener Aufenthalt. In Gatschina. Hofgärtner 56. — Der Zaren Obst 58. — Petersburg 60. — Kasansche Kathedrale und russische Andacht 61. — Peter-Paulskirche 63. — Peterhof 64. — Ein Patriotischer Droschkenkutscher 66. — Russisches Fuhrwesen 69. — Gostinoi dwor; Katzen 73. — Eremitage 74. — Mein Vetter und Expräsident Grant 75. — Ein preußischer Renommist 79.

In Jamburg hatten wir einen unerwarteten Aufenthalt von einer Stunde. — Wir saßen zur Weiterreise bereit im Coupé, als plötzlich eine Abteilung Soldaten erschien. Vor jedes Fenster wurde ein Soldat gestellt, in jedes Abteil begab sich ein Offizier oder Gendarm und befahl, die Fenster zu schließen. Unsere Frage nach dem Grunde blieb unbeantwortet. — Nachdem wir so eine Stunde unter sicherer Bewachung zugebracht hatten, sauste mit Windeseile ein kleiner Zug vorbei, worauf Gendarmen und Soldaten uns und den Bahnhof

verließen, und eine Viertelstunde darauf setzte auch unser Zug seine Fahrt fort. — Ein Extrazug hatte den Zaren an uns vorüber nach Zarskoieszelo geführt.

In Gatschina blieben wir fünf Stunden, um uns die kleine, reizende Lieblingsresidenz des Zaren anzusehen.

Da ich in Syllamäggi kein Bouquet für meine liebenswürdige Cousine hatte auftreiben können, erkundigte ich mich, wo vielleicht hier einige Rosen zu bekommen wären. Die Auskunft lautete, daß dieses zur Zeit nur noch durch die Liebenswürdigkeit des kaiserlichen Hofgärtners Herrn Grunwald zu hoffen sei, doch wäre der Eintritt in den Garten ohne Passierschein nicht erlaubt. Der genannte Name erweckte mir Hoffnung auf Erfüllung meines Wunsches, denn ich entsann mich, daß ein Schulkamerad von mir gleichen Namens in den sechziger Jahren als Kunstgärtner aus Deutschland ausgewandert war.

Mit Hilfe meines Talismans, der Orden, deren Kraft ich hier zum erstenmal erprobte, betraten wir trotz der Posten ungehindert den Garten, fanden in dem Hofgärtner einen ganz andern Herrn, als ich erwartet hatte. Nach den Auseinandersetzungen sagte derselbe freundlich: „Ich heiße echt deutsch Grüner-

wald und bin geborner Revaler, aber — — einen Rosenstrauß sollen Sie doch haben."

Während Herr Gr. durch einen Gehilfen ein Bouquet von den schönsten noch vorhandenen Rosen schneiden ließ, führte er uns in seine Obsttreibhäuser, die uns durch ihre ungeahnte Großartigkeit und die Kostbarkeit ihrer auserwählten Früchte ein bewunderndes Erstaunen abnötigten. Hierdurch geschmeichelt schnitt Herr Gr. uns zwei Weintrauben ab, die mir augenblicklich ein Bild vor Augen stellten, welches in meiner Kindheit einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Es stellte die Rückkehr der jüdischen Späher aus dem gelobten Lande dar, die auf Stangen über den Schultern märchenhafte Weintrauben trugen. Als ich unwillkürlich dieser Erinnerung erwähnte, schnitt Herr Gr. geschmeichelt noch ein paar solcher Trauben ab und drang sie uns mit liebenswürdiger Herzlichkeit auf. Auch mit einer großen Menge von Pflaumensorten, die uns zum Teil noch ganz unbekannt waren und über Faustgröße stiegen, wie auch mit auserwählten Pfirsichen, Äpfeln und Birnen wurden wir bedacht, so daß wir im Städtchen eine große Kiste kaufen mußten, um die herrlichen Schätze nach Syllamäggi schicken zu können.

Unser Dank für solche Liberalität war lebhaft, aber unser Staunen über die Verschwendung noch größer. — Beides suchte Herr Gr. dadurch abzulehnen, daß er meinte, das Zeug verderbe ihm jetzt nur durch Überreife. Wenn allerdings der Hof in Gatschina sei, dann müsse er für die Hoftafel, die höchstens aus 18 Personen bestände, täglich 40 Pud liefern. — Wir glaubten uns verhört zu haben, doch betonte er ausdrücklich, daß er nicht 40 Pfund sondern 40 Pud, das sind etwa 14 Zentner, meine. Hiervon käme freilich höchstens ½ bis 1 Pud wirklich auf die Tafel, das übrige verkrümele sich auf dem Wege bis dahin. Ihm blute bei der Vergeudung „seiner Kinder" manchmal das Herz, doch könne er nichts daran ändern. Oft schon hätte er in Gatschina und selbst in Petersburg sein mit soviel Liebe, Mühe und Kosten gezogenes Obst bei den — — Händlern auf dem Markte wiedererkannt.

Herr Gr. erkannte unsere Berechnung als zutreffend an, daß das, was Se. Majestät bei Tafel persönlich von seinem Obst zu genießen geruhe, Allerhöchst Ihm so teuer zu stehen komme, als ob es aus lauterem Golde bestände.

In Petersburg kamen wir abends an und blieben drei Tage dort.

Die Stadt macht mit ihren breiten langen Straßen, den verschiedenen aber immer schönen Pflasterungsarten, meistens aus Holz, mit den breiten Trottoirs, den vielen großen Plätzen, prächtigen Palästen, großartigen Kirchen, öffentlichen Gebäuden, Denkmälern u. s. w. einen überaus vornehmen Eindruck.

Das Schönste in ihr ist nach meinem Geschmack die Newa mit ihren großen Inselstadtteilen und zahlreichen kleinen Eilanden. Kein anderes Wasser hat mir je so imponiert, sowohl durch seine Mächtigkeit, wie durch seine krystallklare Reinheit.

Auch daß die Häuser nicht so mietskasernenartig in die Höhe gebaut sind, erhöht das vornehme Aussehen der Stadt.

Petersburg soll in dem letzten Jahrzehnt immer mehr den Charakter einer deutschen Stadt verlieren. — Ich muß gestehen, daß es mir oft vorkam, als ob ich in einer großen Stadt Deutschlands wäre, welcher Eindruck wohl auch noch unterstützt wurde durch den Umstand, daß fast alle russischen Familien, deren Mittel und Stellung es irgend ermöglichten, damals noch fern von Petersburg in ihren Datschen

verweilten. Im Hotel, in den Restaurants, in den Läden, in Vergnügungslokalen, bei der Ruderregatta, der ich stundenlang beiwohnte, habe ich überwiegend, fast ausschließlich deutsch sprechen hören. Russisch hörte ich eigentlich nur von den Kutschern und Führern bei den Sehenswürdigkeiten, bei deren Besuch meine Orden wieder ihre Zauberkraft bewährten.

In den vornehmen Hotels ist man sehr gut aufgenommen, aber sie sind auch sehr teuer. Daher ist es dort allgemein üblich, in den Hotels nichts zu genießen. Viele nehmen sogar ihren Morgenkaffee in andern Restaurants ein.

Zuerst besuchte ich die Kasansche Kathedrale. Daher und weil das Nachfolgende in großer Hast in Augenschein genommen wurde, mag es kommen, daß mir diese Kirche den größten Eindruck gemacht hat. — Die vielen hundert in den Kriegen erbeuteten Fahnen und Standarten, die in dieser kolossalen Kirche aufbewahrt werden, imponierten mir, dem alten Soldaten, mächtig. Die einzige Gruppe von fünf preußischen Fahnen verschwindet vollkommen unter den zahlreichen andern Gruppen von etwa 250 erbeuteten französischen Feldzeichen. — Kaum 14 Tage vor mir hatten sich die französischen Offi-

ziere dieſen Kirchenſchmuck angeſehen — — wahrſcheinlich mit anderen Gefühlen, als ich. Der uns führende Kirchendiener, den ich danach fragte, meinte lachend: „Schön wird es ihnen wohl nicht geweſen ſein, aber ſie haben ſich nichts merken laſſen.“

Aber noch mehr als die Fahnen, imponierte mir in dieſer Kirche die — — Frömmigkeit der Ruſſen. —

Es wurde nur die gewöhnliche Meſſe celebriert. Die Andächtigen kamen und gingen aus und ein, um ihr Gebet zu verrichten. In bunter Folge traten in das mächtige Schiff der Kirche ſchmutzige Bettelweiber, reiche Herren, mißgeſtaltete, oft ekelerregende Krüppel, vornehme, reichgeſchmückte Damen, Offiziere, Droſchkenkutſcher, Soldaten, Arbeiter, Kindermädchen, kurz alle Stände, jedes Alter und Geſchlecht. Jeder ließ ſich vor irgend einem Heiligenbild auf die Kniee nieder und betete kürzere oder längere Zeit, ehe er die Kirche wieder verließ.

Ich habe das ſchon oft geſehen, aber — — noch nie eine ſolche inbrünſtige Andacht. Das war Andacht, die reinſte Andacht! Es war den Betern keine leere Förmlichkeit; kein abſchweifender Blick oder Gedanke an die vielleicht allzugroße Nähe eines ſchmutzigen, mit Krankheit behafteten Bettlers war

zu bemerken. Einige sprachen ihr Gebet mehr oder weniger laut murmelnd, andere leise, kaum die Lippen bewegend, oder ganz stumm, nur mit den Augen flehend. Überall aber drückte sich eine Inbrunst und Glaubenszuversicht aus, die ergreifend war. — Es mag wahr sein, was mir gesagt wurde, daß mancher hier um das Gelingen eines Diebstahls oder noch größeren Verbrechens (vielleicht an dieser selben Kirche) fleht, aber er thut es zweifellos mit ehrlichem Glauben und wirklicher Andacht.

Hier zum erstenmal überkam mich unwillkürlich das Gefühl: Welche ungeheure Kraft steckt noch in diesem kindlich naiven, gläubigen Volk! —

Ebenfalls einen tiefen Eindruck machte die Kirche in der Peter-Pauls-Festung auf mich, die die Ruhestätte aller Mitglieder der Herrscherfamilie seit Peter dem Großen ist.

Da liegen sie alle in ihren schlichten, unschönen Sarkophagen von weißem Marmor, die alle die gleiche schmucklose Form einer großen Truhe haben. — Bereits ist die ganze Kirche damit gefüllt, so daß wohl in kurzem eine Änderung in der Beisetzung wird erfolgen müssen, wenn nicht die Nachfolgenden auf die Vorausgegangenen aufgetürmt wer-

den sollen. Teilweise ist das schon bei den minder Bedeutenden des gewaltigen Geschlechts geschehen. —

Es beschleicht einen ein seltsames Gefühl, wenn man da im engen Raume 200 Jahre der russischen und mit ihr der Weltgeschichte verkörpert vor sich liegen sieht! Wie still, wie friedlich, wie bescheiden und machtlos dieselben Menschen, die die Welt mit ihren Thaten, guten und bösen, kleinlichen und großen erfüllt haben, Mörder und Opfer versöhnt neben einander ruhen! Menschen, deren Namen schon jetzt nur noch die Inschrift in dem Marmor verkündet, neben Männern und Frauen, denen nach tausend Jahren noch die Geschichte einige Zeilen oder Blätter einräumen muß, wenn vielleicht der Stein, der jetzt ihren Staub schützend umschließt, selbst zu Atomen verstoben sein wird!

Der letzte, erst wenige Wochen vorher beigesetzte Sarg, war der des Großfürsten Konstantin, dem selbst in Rußland so viel Geheimnisvolles nachgemunkelt wird, daß mir die vielen hundert silbernen Kränze, die den mächtigen Sarg bis oben hin verhüllten, als alles eher erschienen, denn als Zeichen der Trauer und Verehrung.

Einen Nachmittag opferten wir zu einem Ausflug nach Peterhof.

Diese Zarenresidenz ist gleichzeitig der Datschenort für die höchste und reichste Aristokratie und als solcher außerordentlich schön und blendend. Letzteres im buchstäblichen Sinne; denn wenn die Sonne auf die kupfernen, häufig versilberten oder vergoldeten Dächer niederstrahlt und sich in den vielen Gewässern der die Datschen umgebenden unbeschreiblich schönen Parks wiederspiegelt, so muß man vor dem funkelnden Glanz wirklich die Augen schließen. — Diese Datschen im großartigen Villen- oder Schloßstil haben den Anschein solider Stein- oder Marmorbauten und sollen doch auch sämtlich nur von Holz errichtet sein.

Das hoch und frei gelegene Schloß sieht aus, wie von Aladins Wunderlampe hingezaubert; man fürchtet beinahe, es könnte den Augen plötzlich wieder entschwinden. — Als ich es vor mir liegen sah, hatte ich die Empfindung: „Natürlich, das kann nur Peter der Große, das geniale Kind, erbaut haben," und — Peter der Große kann es auch nur gerade so erbaut haben, er, der die launigsten und bizarrsten Einfälle rücksichtslos zu verwirklichen gewohnt war.

Ebenso ging es mir mit den berühmten Wasserkünsten. Eine übergroße Menge in den mannigfaltigsten Formen, in den buntesten Farbenbre-

chungen, mit den überraschendsten Effekten und Scherzen fesseln, erfreuen und — ermüden das Auge, reizen zu Ausrufen, wie „Ach wie herrlich, wie nett!“ und nach kurzer Zeit ist man der Spielerei müde. — Wie ganz anders, wie viel majestätischer wirken dagegen die wenigen aber mächtigen Wasserwerke von Herrenhausen-Hannover!

Aber Schloß und Wasserwerke spiegeln, glaube ich, den kindlichen russischen Volkscharakter getreu wieder. — Eine liebenswürdige Probe davon wurde uns zuteil.

Unser Mietskutscher, ein wahres Prachtexemplar von Iswoitschik, hatte erst zähe um den Preis gefeilscht, fuhr dann aber mit Eilzuggeschwindigkeit, die wir nur mühsam mäßigen konnten, wenn wir ein Schloß, eine Villa u. s. w. uns etwas ruhiger ansehen wollten. Der biedere Rosselenker zeigte sich als ein intelligenter Mensch, der über alles vollständige Auskunft gab, wobei er einen Lokalpatriotismus entwickelte, der uns fast lästig wurde, denn der Biedere bestand schonungslos darauf, uns noch diese Besitzung, jenes Schloß u. s. w. zu zeigen, die alle von einander, wie vom Ort weit entfernt lagen. Um sein Vorhaben durchzusetzen ließ er, der

auf Zeit engagiert war, seine Pferde lange Strecken in Carriere laufen. Endlich waren wir zum Schloß zurückgekehrt, vor dem jetzt die Wasser sprangen. Da überwältigte ihn sein Lokalstolz ganz und gar. Er sprach kein Wort mehr, drehte sich nur bei jeder Fontaine u. s. w. herum, uns mit unbeschreiblichem Triumph ins Gesicht starrend. — Unbedingt war unser Iswoitschik das Prächtigste an den ganzen Wasserkünsten, selbst eingeschlossen den wirklich schönen Wasserfall, der von der Schloßhöhe herab über die breite Treppe in goldig schimmernden Fluten anmutig zu Thal plätscherte.

Schließlich fuhr der Iswoitschik uns zu einem einfachen runden Bassin, und rief einem mürrischen Lakaien einige Worte zu, wandte sich dann mit feierlicher Miene zu uns, gespannt beobachtend, welchen Effekt das neue Wunder auf uns machen werde. — Es sprühte darauf ein buntschillernder Regen auf das Bassin nieder, der gar nichts Besonderes an sich hatte. Erstaunt über unsere gleichgültigen, seine Erwartung täuschenden Gesichter, sah sich der Kutscher nach dem Wasserwerk um und überschüttete dann den Lakaien unter drohend erhobener Peitsche mit einer Flut von Schimpfworten, bis dieser eine

zweite Manipulation vornahm. — Daraufhin erschienen auf dem Wasser — — Blechfiguren, wie man sie in jedem Fünfzigpfennigbazar kaufen kann: eine von einem Jäger und einem Hund verfolgte Ente und ein kleiner Nachen. Die Ente machte kläglich „quakquak", der Hund mit Fistelstimme „wauwau", der Jäger trippelte gichtisch einher u. s. w. — Es war ein Spielzeug, an welchem nichtblasierte Kinder noch herzliche Freude haben können. —

Auch wir haben uns herzlich gefreut, aber nur über die Freude unsers Kutschers, aus dessen kleinen Augen Stolz und Wonne funkelten. Sein ganzer Körper bebte konvulsivisch vor seliger Heiterkeit und innerlichem Lachen; von Zeit zu Zeit wischte er sich die Freudenthränen weg. — Je lauter wir lachten, desto stärker vibrierte der kleine, dicke Mann, aber kein Laut wurde dabei hörbar. — Der Kerl muß dem unsterblichen Boz als Vorbild bei der Schilderung von Sams Vater vorgeschwebt haben! Mir erschien er als die Verkörperung des harmlos naiven, gutmütigen russischen Volkes. Sicherlich war er überzeugt, uns in diesem Augenblick das größte Wunderwerk der ganzen Welt zu zeigen.

Als wir ihn nach reichlicher Beschenkung für

das uns bereitete Vergnügen entließen, ließ ich ihm einen Atschischinischnaps bringen, doch dankte er dafür, da er nie Schnaps tränke; das Glas Thee jedoch, das den Atschischini ersetzte, erfreute ihn sichtbar. — —

Das Fuhrwesen in Rußland giebt zu manchen Bemerkungen Anlaß.

Man unterscheidet Droschken, Wagen und Equipagen. Letztere sind nur auf Bestellung zu haben und entsprechen unseren Mietwagen und besseren Droschken; die Wagen sind mittelmäßige Halbchaisen. Von der russischen Droschke wird man sich bei uns eine richtigere Vorstellung machen, unter dem Namen Kibitky. Es sind ganz kleine, offene, niedrige Wägelchen, nur für eine Person bestimmt; doch können auch zwei darin fahren, wenn sie schlank sind, nur ist es dann schwierig, die vier Füße in dem spitz zulaufenden Wagenkasten unterzubringen.

Einen komischen Anblick gewährt es, wenn einer von zwei Fahrgästen von der vorschriftsmäßigen Körperdürre eines deutschen Schulmeisters zu sehr abweicht. Dann sind sie gezwungen, sich unterzufassen oder, falls das Pärchen verschiedenen Geschlechts ist, das zartere aber nicht immer schlankere Wesen um die Taille zu fassen, um bei der raschen

Fahrt nicht von dem glatten Sitz geschleudert zu werden.

Sämtliche Droschken, die noch immer das überwiegende Transportmittel sind, scheinen auf dem Aussterbeetat zu stehen, denn die meisten haben ihre pietätvolle Aufnahme in ein Museum redlich verdient.

Die Kutscher, Iswoitschiks, sehen mit ihrem kurzen, um den Leib durch einen Gurt, Riemen oder auch nur Strick zusammengehaltenen Kaftan, ihrer niedrigen, pelzverbrämten Mütze, die an ein Juristenbarett erinnert, unter dem die langen Haare über den Kragen des Kaftans, sehr zu dessen Nachteil herabhängen, originell aber nicht übel und ganz entschieden gutmütig aus.

Doch darf man sich auf dieses Aussehen nicht zu sehr verlassen. — Der Fremde muß, um sich vor unverschämten Prellereien zu hüten, wissen, daß es in Rußland keine Droschkentaxe giebt. Man darf daher nie ein Fuhrwerk besteigen, bevor man mit dem Kutscher über Ziel und Preis einig geworden ist, andernfalls er hinterher fordern kann, was er will.

Dies Verhältnis giebt zu einer für den Fremden ergötzlichen Scene Veranlassung. — Kaum tritt

man auf die Straße und giebt durch einen flüchtigen Blick sein Verlangen nach einem Fuhrwerk zu erkennen, so stürzen 4, 5, 6 Droschken auf einen los. Jeder Kutscher sucht dem andern zuvorzukommen im Anpreisen seines Fuhrwerks. Man nennt sein Fahrziel und schreitet, wie unbeteiligt, weiter. — Da ruft ein Kutscher: „50 Kopeken!“ „45!“ schreit ein anderer: „40 Gospodin!“ der dritte. Und so fahren alle neben, vor und hinter einem her, die Mütze demütig in der Hand, mit überredendem, listigem Lächeln. Da zeigt sich ein zweiter Droschkenbedürftiger in der Ferne — sofort jagen einige Kutscher auf ihn zu und die zurückbleibenden parlamentieren weiter. Da ruft der eine wie ein Schmeichelkätzchen: „30 Kopeken!“ Man ist schon geneigt, darauf einzugehen, als ein anderer energisch erklärt, er wolle für 25 Kopeken fahren, und man steigt bei diesem ein. Der fährt wie der Blitz, über die zornig nachgeschleuderten Verwünschungen der besiegten Konkurrenten lachend und triumphierend, davon.

Die Leute fahren wirklich sehr schnell, selbst mit den jämmerlichsten Pferden, die ich mir weit besser vorgestellt habe. Ich habe in Rußland schlimmere Pferde gesehen, als unsere, wie mir jetzt

ſcheint, mit Unrecht verrufenen Droſchkengäule. Aber die ruſſiſchen Pferde müſſen in der That leiſtungsfähiger ſein, denn auch die bedauernswerteſten Exemplare ſcheinen die mit der großen Schnelligkeit verbundenen Anſtrengungen ganz gut zu ertragen.

Die Kutſcher haben allerdings keine Peitſche in der Hand, aber der bei uns verbreitete Glaube, daß ſie ganz ohne ſolche ſind, und ſich nur auf ihre Überredung verlaſſen, iſt eben ein Aberglaube. — Das berühmte Sprechen zum Pferd habe ich nie gehört, höchſtens kurze aber nicht ſchmeichelnde Zurufe. Dagegen führt jeder Iswoitſchik ſein Züchtigungsinſtrument mit ſich, hält es aber mit größter Scham verborgen. Das hindert ihn aber nicht, dasſelbe, wenn auch ſelten, hervorzuziehen, auf das Pferd niederſauſen und ſofort wieder verſchwinden zu laſſen. Dieſe drei Handlungen vollziehen ſich binnen einer Sekunde, und der Iswoitſchik zeigt dabei vollkommene Taſchenſpielergewandtheit. Nach der Züchtigung — wenn das Verfahren ſo genannt werden kann — wirft er ſtets mit ſcheuem Schuldbewußtſein einen Blick nach rückwärts auf den Fahrgaſt. — Das Züchtigungsinſtrument iſt ein Kantſchuh, eine Reitpeitſche, ein dünner Rohrſtock oder Holzgerte, meiſtens

aber das kantschuhartig zusammengeflochtene Doppelende der Leine. — —

Der berühmte Kaufhof Gostinoi dwor ist ein großes Häuservierеck, dessen eine Seite am Newski Prospekt liegt. Er hat meine Vorstellung recht enttäuscht. Die 1 bis 2 Stock hohen Häuser sind keineswegs schön oder imponierend; rings um sie läuft ein laubenartiger Gang. Jedes Haus ist bis oben hin mit Waren aller denkbaren Art vollgepfropft, die ja gut sein mögen, sich aber so wenig bestechend präsentieren, daß man den zweifelhaften Eindruck von billigen Bazars erhält.

In jedem dieser Läden oder vor der Thür derselben, wie fast in jeden Geschäftshaus in Petersburg und in Moskau befinden sich eine oder mehrere Katzen, die nebst Tauben die Lieblingstiere der Russen sind. Sie sind infolge der guten Behandlung wohlgenährt und nicht im mindesten scheu vor Fremden, vielmehr überaus zutraulich, ihrer bevorzugten Stellung sich deutlich bewußt; wenn man eine Katze freundlich streichelt, so weiß man nicht, ob man damit mehr ihr oder der Herrin Wohlwollen erregt.

Die unerschöpflichen Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze in der mit Recht hochberühmten Ere-

mitage war ich leider gezwungen in wenigen Stunden zu durchmuſtern. So hatte ich, mit Ausnahme des Eindrucks von den dem Andenken Peters des Großen geweihten Zimmern, die ich glücklicherweiſe zuerſt ſah, keinen rechten Genuß davon, war vielmehr von der ſich überſtürzenden Fülle der Eindrücke ſo erſchöpft, daß ich auf die mühſam eingeholte Erlaubnis, das Innere im Winterpalais beſichtigen zu dürfen, verzichtete und mich mit der begeiſterten Schilderung meines Vetters begnügte.

Dieſer hatte mit ſeiner Frau die intimſten Geheimniſſe des Winterpalais vor einigen Jahren auf ſo originelle Weiſe zu ſehen bekommen, daß ich nicht unterlaſſen kann, ſie hier wiederzugeben.

Mein Vetter, den ſeine Stellung häufig nach Petersburg führt, hatte bei einem längeren Aufenthalt daſelbſt ſeine Frau mitgenommen, um ihr die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. In einer eleganten Equipage fuhren ſie zum Winterpalais. Bisher war es meinem Vetter nicht gelungen, die Erlaubnis zum Beſuch der inneren Gemächer zu erlangen, denn gerade in jener Zeit nach dem bekannten Attentat, dem die Schloßwache zum Opfer fiel, war der Zutritt zum Schloß außerordentlich

erschwert, fast unmöglich gemacht. — Vor dem Palais holte sein Wagen ein sehr einfaches Fuhrwerk ein, in welchem eine Dame und zwei Herren saßen, die direkt auf den Haupteingang zufuhren, an welchem außer dem Doppelposten einige kaiserliche Diener standen.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, wie mein Vetter sagt — welchen Ausdruck er für die ihm seit jeher eigene, verblüffende Geistesgegenwart und Dreistigkeit substituierte — befahl er dem Kutscher, dem vorderen Wagen zu folgen, und gelangte so ungehindert zur Freitreppe, die zu den kaiserlichen Privatzimmern hinaufführte. — Hier erwartete eine Anzahl Diener unter einem Palastbeamten die ankommenden Wagen und geleitete die Insassen mit größter Ehrerbietung in die so ängstlich gehüteten, den meisten Sterblichen und selbst dem größten Teil der beinahe schon Unsterblichen streng verschlossenen Räume.

Mein Vetter gesteht selbst, daß ihm bei seinem angemaßten Eintritt höchst unbehaglich zu werden anfing, während seine an seinem Arm zitternde Gattin mit Ohnmachtsanwandlungen kämpfte. — Doch alles ging glücklich vorüber. Der Beamte

ſpielte mit gleich unbefangener Freundlichkeit für alle fünf Beſucher den Cicerone. Auf meinen Vetter und ſeine Frau fielen zwar anfangs einige leicht erſtaunt fragende Blicke von ſeiten der andern Fremden, doch bald tauſchten die ſich gegenſeitig Unbekannten im Intereſſe für das zu Sehende unbefangen ihre Bemerkungen aus.

Der eine von den Herren, der ſchlicht und einfach ausſah, kam meinem Vetter nicht unbekannt vor, doch ſann er vergebens, wo er ihn ſchon geſehen habe und begnügte ſich endlich damit, ihn ebenſo reſpektvoll „Excellenz“ zu titulieren, wie die andern es thaten. Die fremde Dame würde für eine wohlhabende Bäckermeiſterin gehalten worden ſein, wenn ſie nicht offenbar die Gemahlin der Excellenz geweſen wäre.

Als nach der Beſichtigung von beiden Parteien die üblichen Trinkgelder an die Dienerſchaft verteilt wurden, bewies mein Vetter, im freudigen Gefühl, ein unbeſonnenes, vielleicht nicht ungefährliches Abenteuer glücklich beendet zu ſehen, eine fürſtliche, ſeine Gattin ſtark beunruhigende Freigebigkeit. Die andere Partei, die allerdings nicht ſo lebhafte Anregung dazu hatte, zeigte ſich hierin verſtändiger,

wenigstens schloß dies mein Vetter daraus, daß die Dienerschaft beim Einsteigen der Herrschaft in die Wagen ihm unverkennbar die größere Beflissenheit und Devotion bezeigte, die ihn beinahe beschämte und verlegen machte, mithin Empfindungen einflößte, die ihm durch ihre Ungewohntheit nicht recht behaglich waren.

So fuhr er denn wieder hinter dem bescheidenen Wagen her, und als die Insassen desselben vor einer anderen Sehenswürdigkeit ausstiegen, gesellte er sich wieder zu ihnen, stellte sich und seine Frau vor und erläuterte, um Verzeihung nachsuchend, das eben überstandene Abenteuer. — Es war nun aber einmal der Tag, wo seine verborgensten Gefühle ans Licht gezerrt werden sollten, denn er war vollständig konsterniert, als er von der Thränen lachenden Excellenz selbst erfuhr, daß die fremde Gesellschaft aus dem Expräsidenten Grant nebst Frau und Adjutanten bestände! — Eine halbe Stunde später saßen alle bei einem guten, doch nicht zu opulenten Frühstück in einem Restaurant, wobei der liebenswürdige Expräsident wiederholt versicherte, daß dieses eins seiner heitersten Abenteuer sei, dessen er nie vergessen würde. —

Eines Abends waren wir im Restaurant Cramers — wenn ich nicht irre — am Newski Prospekt Nr. 5. Dieses vornehme Lokal ist für Petersburger Verhältnisse billig; auch bekommt man dort vorzügliches russisches Bier für nicht viel mehr Geld als in Deutschland, während man die echten, importierten bayrischen und Pilsener Biere von allerdings ausgezeichneter Qualität, infolge der auf ihnen lastenden Steuer mit exorbitanten Preisen bezahlen muß. — Man konnte glauben in einem Berliner Lokal zu sein. Man sprach fast nur deutsch, die Kellner sowohl wie die Gäste, die ziemlich zahlreich an größeren und kleineren Tischen Platz genommen hatten. Eine der wenigen Ausnahmen bildeten zwei an einem kleinen Tischchen befindliche Herren, denen man trotz ihres eleganten Civils sofort den russischen Offizier ansah. Da es mich in Rußland mehr interessierte, das russische als das deutsche Treiben zu beobachten, nahmen wir an einem Tisch in der Nähe dieser Russen Platz.

Diese führten mit halblauter Stimme, aber mit großer Lebhaftigkeit, mit durch Mienen und Augenspiel fast leidenschaftlichem Ausdruck ein Gespräch, das man hätte für einen Streit halten können. —

Es bedurfte nicht der Zuflüsterung meines Vetters — — ich erkannte auch, ohne ein Wort ihrer Sprache zu verstehen, daß sie sich über den „Dienst“ unterhielten, ganz wie preußische Offiziere es zu thun pflegen, nur lebhafter.

An einem 10 bis 12 Schritt entfernten Tisch saßen mehrere junge Leute, deren Nationalität auch ohne ihre laut geführte Unterhaltung in deutscher Sprache nicht zu verkennen war. —

Plötzlich sahen mein Vetter und ich einen Augenblick zu diesem Tisch herüber und uns dann verständnisvoll lächelnd an. —

In einer zufällig eingetretenen Stille waren von jenem Tisch her in scharf prononciertem, affektiert näselndem Jargeton die Worte zu uns gedrungen: „Ich versichere Sie, meine Herren, ich muß das doch wissen, ich habe ja soeben meine Übung in Berlin bei der Jargekavallerie gemacht!“

Der Sprecher, ein großer, sehr eleganter Herr von etwa 27 Jahren, stand mit etwas vorgedrückter Hüfte, eine Hand in die Seite gestützt, mit stolz zurückgeworfenem Haupt und etwas geöffnetem Mund am Tisch und schaute mit unbeschreiblicher Anmaßung auf seine ihn mit unverholener Bewunderung

anstarrenden jüngeren Freunde herab. — Es war die gelungenste, weil sich dessen ganz unbewußte, Karrikatur eines Gardelieutenants aus den Fliegenden Blättern. Der Anblick wirkte urkomisch.

Dieser Herr, der sich, wie aus dem weiteren Gespräch hervorging, für einen Reserveoffizier ausgab, den ich jedoch nach allem höchstens für einen verunglückten Vizewachtmeister schätze, führte von jetzt ab das große oder vielmehr einzige Wort in dem Lokal, denn alles lauschte staunend seiner Weisheit, auch unsere Nachbarn, die russischen Offiziere, ihrem Alter nach Kapitains, die zweifellos deutsch verstanden.

Der Redner zog einen Vergleich zwischen der deutschen — pardon! preußischen — und russischen Armee, wobei die letztere etwas stiefmütterlich behandelt wurde. — Nach ihm hat es niemals gegeben, giebt es nicht und wird es niemals geben ein so jämmerliches Gesindel als diese Armee. Das wäre er jeden Augenblick bereit, durch unanfechtbare Beweise zu erhärten. Preußen allein würde mit Rußland und Frankreich zugleich fertig werden, wenn man nur auf den glücklichen Gedanken käme, ihm, dem Sprecher, das Kommando des Gardekorps

anzuvertrauen. Er verpflichte sich, mit diesem allein die ganze russische Armee in wenigen Wochen hinter die Wolga zu jagen.

Ich war von der unerwarteten Entdeckung eines Moltke höchster Potenz dermaßen verblüfft, daß ich vergaß, nach dem Namen dieses seltenen Genies zu fragen, und muß nun immer den Vorwurf tragen, meinem Vaterlande so unermeßlichen Schaden durch meine Saumseligkeit zugefügt zu haben. — Während seines längeren Vortrages, bei dem die eingangs erwähnte Phrase mit dem vollen Brustton der Überzeugung öfter wiederkehrte, warf der Redner auf die Russen herausfordernde, auf mich, in dem er sichtlich den preußischen Offizier witterte, beifallheischende Blicke. — Die hämische Aufforderung meines vor Vergnügen grinsenden Vetters, die Bekanntschaft dieses erleuchteten Landsmannes und Kameraden zu machen, lehnte ich, als derselben unwürdig, ab.

Dagegen beobachtete ich die von jedem geheimen Ärger oder Verletztheit freie, ungekünstelte Heiterkeit der russischen Kameraden über den für vollständig unzurechnungsfähig und harmlos angesehenen Narren. —

Das freute mich von den fremden Kameraden,

aber gleichzeitig war ich gar nicht so stolz auf meine Nationalität als Deutscher, wie sonst.

Unwillkürlich fragte ich mich, was würde wohl einem Russen geschehen, der in Deutschland, in Gegenwart von deutschen Offizieren seine freche Dummheit in so provocierender Weise über die deutsche Armee ausließe? — Würde er nicht von Glück sagen können, wenn er, nur mit Beulen und blauen Flecken bedeckt, mit Fußtritten aus der Thüre hinausbefördert wurde? —

Diesem unverschämten Maulhelden geschah in Petersburg nichts. — Wenn er sich aber einige handgreifliche Unterweisungen über Takt zugezogen hätte, was doch nicht ganz außerhalb der Möglichkeit lag, so — — hätte eine gewisse deutsche Presse wieder einmal Veranlassung gehabt, über russische Deutschfeindlichkeit, Ungastlichkeit und Brutalität zu zetern!!

Vierter Abschnitt.

Adelsmarschall D.

Inhalt.

Mißtrauen und Kriegsunlust russischer Offiziere 84. — Polnische Illusionen 86. — Leichtfertige Auffassung der Kronstädter Ereignisse 87. — Adelsmarschall D. aus Gouv. O. 90. — Seine Auslassungen über: Französisches Bündnis 91. — Kaiser Wilhelm I. 97. — Charakter Alexanders III. 98. — Dessen Friedensliebe 100. — Zukunftskrieg 102. — Gegenseitiges Mißtrauen 105. — Baltisches 106. — Juden und Polen 108. — Deutsche Presse 109. — Bismarck 112. — Kaiser Wilhelm in Narva 117. — Verschiedenes 117. — Eisenbahn-Anekdote 118. — Urteil über Deutsche 120.

Der Kurierzug, der uns in 24 Stunden von Petersburg nach Moskau brachte, war überfüllt, so daß in dem Abteil unseres Schlafwagens noch ein dritter Mitreisender sich befand. Es war ein Herr von vornehmem Aussehen, der, ohne anscheinend unserer Unterhaltung Beachtung zu schenken, eifrig russische Bücher las. Mein Vetter und ich plauderten daher ganz unbefangen mit einander.

Ich gestand, daß ich bisher die besten Eindrücke

von Land und Leuten in Rußland gewonnen hätte. — Wir besprachen die Ursachen der seit länger als einem Jahrzehnt zwischen den beiden ehemals so befreundeten Nachbarreichen eingetretenen, immer gefährlicher werdenden Spannung und des gegenseitigen Mißtrauens, das zu den sich überbietenden Rüstungen und jetzt sogar zu der Kronstädter Zusammenkunft geführt habe.

Ich hatte schon mehrfach mit russischen Offizieren darüber gesprochen und war dabei stets auf dieselbe überraschende aber zähe Meinung gestoßen, die sich kurz dahin zusammenfassen läßt:

Frage: Warum rüstet ihr denn so furchtbar?

Antwort: Weil ihr uns die baltischen Provinzen fortnehmen wollt!

Folge: Größtes Erstaunen auf meiner und ebensolches über mein Erstaunen auf russischer Seite.

Gegenfrage: Aus welchen Gründen rüstet ihr denn so furchtbar?

Antwort: Weil eure Rüstungen beweisen, daß ihr mit bösen Absichten, vielleicht auf Ostpreußen oder unsere polnischen Provinzen, umgeht.

Folge: Genau wie vorher, jedoch mit vertauschten Rollen.

Dieſes Staunen machte ſolchen Eindruck der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, daß beiden Parteien gleichzeitig die Frage kam: Ja, wenn die Sache ſo iſt, wozu rüſten wir denn eigentlich? — Es iſt wirklich nichts, als eine Tragikomödie der Irrungen, um ſo trauriger, je ernſthafter jeder ſeine Rolle als Bedrohter auffaßt.

Übrigens ſei gleich hier geſagt, daß ich bei keinem Ruſſen, ſei es Civiliſt, ſei es Offizier, auch nur eine Spur von Kriegsluſt entdeckt habe. Ganz im Gegenteil! — Bei einem Generalſtabs-Offizier, Kapitän von H. (trotz ſeines deutſchen Namens vollkommener Ruſſe) äußerte ſich die Abneigung gegen einen Krieg überhaupt und gegen Deutſchland insbeſondere ſo energiſch, daß mich ſolche Freimütigkeit eines Offiziers befremdete. — Mit ähnlicher Unvorſichtigkeit ſprach er ſich dahin aus: „Wir ſind ganz gefaßt darauf, bei einem plötzlichen Ausbruch des Krieges Polen unter Zurücklaſſung der Feſtungsbeſatzungen zunächſt räumen und uns erſt weiter rückwärts konzentrieren zu müſſen.“

Auf meine Frage, warum ſie denn ſolche enorme Truppenmaſſen in Polen angehäuft hätten und noch immer anhäuften, wurde mir die Antwort: Deutſch-

land und Österreich hätten zusammen viel mehr Truppen an der Grenze stehen als sie; außerdem müßten sie eine vorzeitige Erhebung der Polen, die beim Ausbruch eines Krieges sofort auf unserer Seite stehen würden, möglichst lange zu verhindern oder unmöglich zu machen suchen.

Als Seitenstück hierzu bemerke ich, daß in Moskau im Kreise einiger Deutschen und zweier Polen gleichfalls die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit und die Chancen eines Krieges erörtert wurden. Hierbei behauptete der eine Pole, feurigen Temperaments und lebhafter Phantasie, daß Polen beim Kriegsausbruch eine Armee von 500 000 Mann aufstellen würde. Auf meine ironische Frage, ob er wohl wisse, wie viel 500 000 Mann sind, stellte der zweite Pole in der Rolle eines nüchternen Verstandesmenschen seinem Landsmann zunächst das Zeugnis der Verrücktheit aus und beschränkte sich dann mir gegenüber auf die bescheidenere, aber als positive Gewißheit hingestellte Versicherung, daß die Polen im Augenblick des Krieges nur ein Corps von 50 000 Mann aufstellen würden, wofür alle Vorbereitungen getroffen und Waffen bereit seien; dieses Corps hofften sie dann in einigen Wochen

zu einer Armee von 150 000 Mann erweitern zu können.

Mir scheint, solche Äußerungen sind wenigstens charakteristisch für die Hoffnungen der einen und Befürchtungen der andern Seite.

Doch um auf unsere Fahrt zurückzukommen! — — Mein Vetter und ich plauderten bis wir unser bequemes Nachtlager aufsuchten und setzten am andern Morgen unser Gespräch fort.

Während der Fremde wieder las, besprachen wir die Kronstädter Ereignisse. — Ich hatte hierüber schon in Syllamäggi, als die Ereignisse noch ganz frisch waren und der Franzosentaumel auf seinem Höhepunkt stand, mit möglichst vielen Leuten darüber gesprochen und war über die merkwürdig übereinstimmende Auffassung von der Sache betroffen.

Wenn ich meine ernstere Ansicht darüber zu erkennen gab, so blickten mich die jüngeren Offiziere zuerst erstaunt fragend an und dann — — lachten sie plötzlich in ausgelassenster Heiterkeit heraus, nicht anders wie übermütige Schulknaben, die sich darüber freuen, daß ihr guter oder schlechter Witz so weit über ihr Erwarten hinausgehenden Effekt gemacht hatte.

Bei Fortsetzung des Gespräches konnte ich bei niemand eine Spur von wirklicher Sympathie für die Franzosen entdecken, und wenn auch nicht das Gegenteil, so doch eine Art wegwerfenden Mitleids, wie etwa gegen einen schäbig-eleganten Bittsteller. — Meine Bemerkung, daß dieses Verbrüderungsfest doch ernste politische Folgen haben könne, wies man stets ungläubig, fast entrüstet zurück. „Ach was," sagten mehrere wörtlich, „wir haben acht Tage auf öffentliche Kosten getrunken und uns köstlich amusiert; weiter war es nichts!"

Die Auffassung der Deutschen war fast genau dieselbe. Auch sie hatten den Karnevalscherz mit vollen Zügen genossen und ihn um so herrlicher gefunden, als er ihnen ganz unvorbereitet zu teil geworden war. Von allen Deutschen, die ich kennen lernte, war es einzig und allein der Geheimrat Excellenz L., der die Sache von vornherein ernster ansah. Bei den übrigen Deutschen entwickelte sich der Katzenjammer nach dem Rausch erst sehr langsam und allmählich.

Auch glaubte ich, bei den russischen Offizieren noch während meines Aufenthalts in Rußland eine leichte Abschwächung der rein komischen Seite der

Angelegenheit zu bemerken. Meiner Ansicht nach war dies die unbewußte Folge des Einflusses der russischen, französischen und deutschen Presse, die nach ihren verschiedenen Standpunkten das Ereignis unaufhörlich und mit übertriebenem Scharfsinn breittraten und ihm so erst eine Wichtigkeit und Bedeutung verschafften, die es in solchem Grade ursprünglich nicht gehabt hatte und wohl auch nicht haben sollte.

In dieser Unterhaltung mit meinem Vetter zeigte es sich, daß unsere Ansichten durchaus verschieden waren. Er behauptete, das Ganze wäre nur eine Farçe gewesen, die Bewegung, künstlich gemacht, würde bald spurlos verschwinden. Es wäre nicht daran zu denken, daß Rußland mit Frankreich ein Bündnis schlöße, dazu stünden ihre Interessen in zu schroffem Widerspruch.

Da wandte sich plötzlich unser Mitreisender zu uns und sagte: „Meine Herren, das erstere ist richtig, die Schlußfolgerung aber nicht. Die Begeisterung für die Franzosen ist künstlich hervorgerufen — der Zar hat seine bestimmten Gründe dafür; ob sie aber bald vergehen oder tiefer in das russische Volk eindringen wird, und wie tief, das hängt ganz von Sr. Majestät dem Zaren ab; denn

das russische Volk denkt und fühlt einfach, wie der Zar will. — Übrigens ein Bündnis ist bereits geschlossen." —

Der Graf sprach ganz korrekt deutsch mit kaum wahrnehmbarem Accent, nur etwas vorsichtig langsam, wie nach dem treffendsten Ausdruck suchend. — Als er unsere Befremdung sah, entschuldigte er sich lächelnd, daß er uns bisher mystifiziert habe. Er hätte gestern und heute unserem Gespräch mit großem Interesse zugehört und sich aufrichtig gefreut, endlich einmal ein paar Deutsche zu treffen, die ohne das gewöhnliche Vorurteil gegen Rußland sich bemüht hätten, diesem gerecht zu werden.

Es entwickelte sich nun bis zu unserer Ankunft in Moskau mittags 12 Uhr eine rege Unterhaltung zwischen uns.

Ich habe mir gleich hinterher die nötigen Notizen darüber gemacht, um mein Gedächtnis zu unterstützen. Ich kann daher für die Treue dessen, was ich hier wiedergebe, bürgen. Namentlich bezieht sich das auf unser erstes Gespräch, das, weil es am meisten mein Interesse erregte, mir auch am festesten im Gedächtnis geblieben ist, so daß ich es teilweise wörtlich wiedergeben kann.

Der Herr war, wie ich aus seiner Karte, die wir in Moskau austauschten, ersah, ein Herr D....., Adelsmarschall in ..... Gouvernement D....

Wenn ich auch anfangs von einem gewissen Mißtrauen gegenüber seinen überraschenden Enthüllungen, wie ich sie wohl nennen kann, nicht frei war, so schwand dieses doch allmählich vor der ruhigen und vornehmen Sicherheit, mit welcher er sprach, ebenso wie bei den charakteristischen Details, die ohne jede Spur von Absichtlichkeit oder Wichtigthuerei in seine Erzählungen eingeflochten wurden. — Ich gewann die Überzeugung, daß das, was er an Thatsächlichem vorbrachte, die Wahrheit, und die ausgesprochenen Ansichten und Meinungen der Ausdruck seiner ehrlichen Überzeugung wäre.

Herr D. fuhr nach seiner plötzlichen Einmischung fort: „Die Presse mag darüber noch so streiten und es bezweifeln — — es ist ein Bündnis geschlossen!“

Auf unsere ungläubigen Blicke fügte er nachdrücklich hinzu: „Ich weiß es, denn ich bin dabei gewesen; Se. Majestät der Zar hat mich für die Zeit der Anwesenheit der französischen Gäste zu sich befohlen.“

Er sagte noch etwas, das ich nicht mehr im

Wortlaut anführen kann, woraus ich aber schließen konnte, daß das Bündnis erst in den letzten Tagen zustande gekommen sei — der Tag unserer Unterredung war der 25. August — und fügte noch hinzu, die Zeitungen würden darüber auch bald orientiert sein, sowie, daß er selbst erst tags vorher vom Zaren entlassen und nun auf der Heimreise begriffen sei. — Ferner deutete er im Verlauf des Gespräches an, daß er amtlich mit dem Abschluß des Bündnisses nichts zu schaffen gehabt, sondern daß der Zar ihn nur als „Freund" (ich weiß nicht genau, ob er diesen Ausdruck brauchte, doch entsprach er sicher diesem Sinne) während dieser Zeit hatte um sich haben wollen.

Auf seine so bestimmte Behauptung von dem Abschluß eines regulären Bündnisses rief ich: „Dann haben wir auch im Frühjahr den Krieg!"

„Nein," sagte Herr D. und wurde bei seiner folgenden Auseinandersetzung ordentlich lebhaft, was während der weiteren Unterredung selten der Fall war, „im Gegenteil! Gerade um den Krieg zu verhindern, hat der Zar das Bündnis mit den Franzosen geschlossen. Die Veranlassung dazu ist ihm selbst ganz plötzlich gekommen!

Doch ich darf nicht darüber sprechen. — Der Zar hat die Franzosen an die Kette legen wollen (wörtlicher Ausdruck), und das ist ihm gelungen. Das Bündnis ist ein streng defensives, nichts als ein defensives, nur auf den ganz bestimmten Fall berechnet, daß Deutschland Frankreich angreift. Alsdann steht Rußland mit seiner ganzen Macht auf Frankreichs Seite."

Meinen Einwand, daß dann die ganze Mühe umsonst und überflüssig gewesen sei, da Deutschland wohl aggressive Absichten bei Rußland und Frankreich voraussetze, kein Mensch in Deutschland aber an einen Angriff auf die Nachbarn denke, begleitete Herr D. mit ironischem Lächeln.

„Wenn aber, was viel wahrscheinlicher ist, Frankreich Deutschland angreift?"

„Dann könnt ihr die Franzosen verhauen nach Herzenslust, (wörtlich) dann hilft der Zar eher euch, als ihnen. Er hat den Franzosen auch nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß, wenn sie Elsaß-Lothringens wegen (das betonte er) direkt oder indirekt, unter welchem Vorwand es auch sei, mit Deutschland Krieg anfängen oder es zu solchem zwängen, sie ihn ganz allein auszu-

fechten haben würden; es käme ihnen dann auch nicht ein einziges ruſſiſches Bajonett zu Hilfe.“

„Was haben dann aber die Franzoſen von einem Bündnis mit euch? Ihr ganzes Trachten iſt doch nur auf die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen gerichtet!“

„Der Präſident Carnot hat ſich beim Zaren ausdrücklich und feierlich mit ſeinem Wort verbürgt, daß Frankreich, ſolange er an der Spitze desſelben ſtehe, niemals wegen Elſaß-Lothringens mit Deutſchland Krieg anfangen werde.“

„Und wer hat ſich dafür verbürgt, daß Carnot im Frühjahr noch Präſident von Frankreich ſein wird?“

„Das kann freilich niemand! Aber der Zar hat den Franzoſen keinen Zweifel gelaſſen, daß, wenn ſie Carnot „fortjagen“, um mit Deutſchland Krieg anzufangen, ſie durchaus ganz allein auf ſich angewieſen bleiben würden.“

„Das iſt ja aber ein merkwürdiges Bündnis! — Alle Vorteile ſind auf eurer Seite! Ihr ſeid des Beiſtandes der Franzoſen in einem Kriege mit Deutſchland auch ohne Bündnis unter allen Umſtänden ſicher, und Frankreich hat von ſeinem Bündnis

nichts, als daß es auf seinen Herzenswunsch verzichten muß!! — Die Franzosen wären also gründlich übers Ohr gehauen." —

„Das ist ihre Sache, sie haben es so gewollt!" sagte Herr D. kalt.

„Oh, sie sind doch nicht so thöricht, wie es scheint! Sie rechnen so: Fangen wir nur dreist mit Deutschland an — — siegen wir, so haben wir unsere Provinzen wieder und keine Dankverpflichtung gegen Rußland, — — geht es uns schlecht, so müssen uns die Russen helfen, ob sie wollen oder nicht. Unmöglich kann Rußland ruhig zusehen, daß Deutschland, in welchem es nun einmal seinen nächsten Feind sieht, noch stärker wird, ebensowenig wie es dulden kann, daß Frankreich, sein einziger Freund, geschwächt wird."

„Das wäre allerdings eine ganz richtige Kalkulation allen andern, nur allein nicht dem Zaren gegenüber. — Rußland — — das ist der Zar! Der würde in diesem Fall zweifellos die Franzosen ihrem Schicksal überlassen, sollte auch für ihn selbst der größte Nachteil daraus entstehen."

„Daß die Franzosen aber so rechnen, können Sie schon jetzt, wo das Bündnis kaum geschlossen sein

ſoll, aus ihrem Auftreten erkennen. Wie iſt ihnen bereits der Kamm geſchwollen, wie übermütig und frech äußern ſie ſich plötzlich gegen Deutſchland! Sie wollen uns offenbar ſo lange provocieren, bis ein Krieg unvermeidlich wird — — dann ſchreien ſie hinterher, ſie hätten nicht angefangen, daher müßten die Ruſſen ihnen helfen."

„Sie irren! Auch dieſer Umſtand iſt in Erwägung gezogen. Die Franzoſen ſind augenblicklich etwas übermütig, weil ſie den genauen Inhalt des Bündniſſes nicht kennen, aber geben Sie acht, Sie werden bald bemerken, daß ſie wieder kleinlauter und ruhiger werden, ſobald ihnen der wahre Sachverhalt bekannt werden wird. Das erfordert Zeit, es muß ihnen langſam und vorſichtig beigebracht werden; ſie müſſen den Charakter des Zaren erſt richtig erkennen!"

„Dann hätte der Zar ja bei dem ganzen Handel Ihrer Darſtellung nach mehr für Deutſchlands als für Frankreichs Intereſſe geſorgt!"

„So iſt es in der That! Er hat das nicht aus Liebe zu Deutſchland, aber aus Liebe zum Frieden, aus Abſcheu vor Blutvergießen gethan."

Als er in meinen Augen leſen mochte, daß er

mich noch keineswegs überzeugt habe, sprach Herr D. mit bedauerndem Kopfschütteln weiter:

„Das ist's ja, daß niemand den wahren Charakter des Zaren kennt! — Das ist geradezu ein Unglück für Europa! — Der Zar ist der edelste, lauterste Charakter, den es giebt. — Ich weiß nur einen Menschen, mit dem ich ihn vergleichen möchte — — das ist Ihr hochseliger Kaiser Wilhelm. Das war ein Mann! das war ein Mann! Wer sollte den wohl nicht geliebt haben! Ich kannte ihn sehr gut; ich bin oft und viel mit ihm zusammen gewesen, sowohl wenn der Kaiser hier war, als auch wenn ich den Zaren Alexander II. nach Deutschland begleitete. — Ich rechne es zu meinem höchsten Glück, daß Kaiser Wilhelm oft und gern mit mir gesprochen hat, nicht als Kaiser, sondern als Mensch. — Wenn man in seine treuen Augen sah, dann fühlte man sich wahrhaftig besser, da konnte man gar nicht kleinlich oder schlecht sein! Ja, das war ein Mann! der wurde geliebt! Und hier in Rußland ebenso, wie bei euch!"

Bei diesem Gefühlsausbruch glänzten seine Augen, und von da ab hatte Herr D. mein ganzes Herz gewonnen.

Herr D. fuhr nun in der Charakterschilderung Alexanders III. fort. Ich gebe nach meinen Notizen und dem Gedächtnis die Redewendungen möglichst getreu wieder, kann aber für den Gang des Gespräches nicht mehr mit voller Sicherheit einstehen, wohl aber dafür, daß das, was ich vorbringe, thatsächlich so besprochen ist.

Des Zaren Charakter sei der denkbar edelste; „er ist von seiner Mission durchdrungen, vielleicht in noch höherem Grade, als Ihr jetziger Kaiser." In der Auffassung von seiner hohen, verantwortlichen Stellung, seinem Pflicht- und Machtbewußtsein überträfe er die Zaren Nikolaus und Peter d. Gr. — Infolgedessen besäße er einen (nicht persönlichen, sondern Stellungs-) Stolz, ja Hochmut in solchem Grade, daß er sich niemals, auch in der Politik nicht, zu einer Unwahrheit oder Täuschung erniedrigen würde. Es sei ihm sogar unmöglich, sich auch nur einer leeren konventionellen Höflichkeitsphrase zu bedienen, die seiner wahren Meinung widerspricht. Er empfände es wie eigene persönliche Herabwürdigung, wenn andere Herrscher ihrer hohen Würde seiner Auffassung nach irgend etwas vergeben.

Die Person des Zaren sei in der russischen Presse

völlig undiskutierbar. Die Presse dürfe ebensowenig der Verehrung, Hingabe und Begeisterung für den Zaren einen Ausdruck geben, wie selbstverständlich dem Gegenteil nicht; sie dürfe nicht einmal Ansichten, Äußerungen, Meinungen des Zaren als solche bringen. Ja es ginge soweit, daß Anordnungen, Bewilligungen Gnadenbeweise, Wohlthätigkeiten, die direkt von dem Zaren ausgehen, nur unter vorsichtigen Wendungen veröffentlicht oder erwähnt werden dürfen; die Person des Zaren müsse möglichst aus dem Spiel gelassen werden.

Niemand habe den geringsten Einfluß auf die Entschließungen des Zaren, auch seine Minister nicht. — Ein besonders hervorstechender Charakterzug des Zaren sei sein Mißtrauen gegen jedermann, namentlich gegen solche, die sich ihm zu nähern suchten, ohne von ihm dazu angeregt zu sein. „Die haben schon von vornherein bei ihm verspielt." Er wittere dann immer die Absicht, ihn irgendwie beeinflussen zu wollen. — Wenn der Zar jedoch jemand sein Wohlwollen einmal zugewendet habe, so bleibe er darin fest, mag dessen Stellung sein, welche sie wolle. Selbst Freund im edelsten Sinne des Wortes, sei seine Auffassung von der Freundschaft eine rein ideale.

(Herr D. deutete an, daß ihm solch hohes Glück

der Freundschaft des Zaren zu teil geworden, und sein Enthusiasmus wenigstens sprach überzeugend von der Aufrichtigkeit seiner eigenen Hingabe.)

Aber auch die persönlichen Freunde hätten keinen Einfluß auf die Entschließungen des Zaren als Herrscher, und würden seine Freundschaft verlieren, wenn sie solchen auszuüben versuchen wollten.

Des Zaren Gemüt sei von besonderer Weichheit und Zartheit; glücklich würde er sich fühlen, könnte er als Privatmann seiner Familie allein leben. Da Gott ihm aber die Pflichten eines Herrschers einmal auferlegt hat, so müsse er sie erfüllen bis zum letzten Atemzuge.

Alle andern Charaktereigenschaften würden aber noch überboten von seiner Friedensliebe, von seinem Abscheu vor allem Blutvergießen. Dieser Zug wäre ihm angeboren, aber durch den Anblick all des entsetzlichen Elends im türkischen Kriege bis zur Idiosynkrasie gesteigert, von deren wirklicher Stärke man sich keine Vorstellung machen könne. — Der Zar wäre bereit, seiner Friedenssehnsucht jedes noch so große Opfer zu bringen, nur nicht seiner oder Rußlands Ehre. Kein materielles Interesse könnte ihn je bewegen, selbst unter den vorteilhaftesten Um-

ständen einen Krieg zu führen, oder auch nur einen fremden Krieg zu wünschen. „Er wird stets der unversöhnliche Feind dessen sein, der einen Krieg herbeiführt.“

Zwänge ihm aber die Ehre das Schwert in die Hand zur Verteidigung Rußlands, so würde er es, seinem starren Charakter entsprechend, nur als Sieger niederlegen; als Besiegter würde er den Krieg in Permanenz erklären. „Das Wort, das Ihr Kaiser gesprochen hat, daß eher er und sein letzter Soldat auf der Strecke bleiben würde, ehe er einen Zoll breit Erde abtrete, das würde der Zar buchstäblich ausführen.“

Ich wendete ein, daß der Zar trotz seiner ehrlichen Friedensliebe durch die ganze Volksströmung gegen seinen Willen in einen Krieg hineingetrieben werden könne.

„Nie und unter keinen Umständen ist das möglich!“ behauptete Herr D. — Ich wies auf das Beispiel von Alexander II. hin. Da sagte Herr D. mit unbeschreiblicher Miene und Ton:

„Pah, Alexander II.! Das war ein guter Mensch, aber kein Charakter! Auf den hatte freilich jeder Einfluß, der sich die Mühe gab, ihn auszuüben;

darum wurde er auch in den Krieg hineingerissen. — Alexander III. ist ganz anders, der ist mit seinem Vater nicht zu vergleichen! Niemand, aber auch niemand könnte ihn zu etwas zwingen, was er nicht will! Wenn ganz Rußland, Mann für Mann etwas will, und der Zar will es nicht — — dann geschieht es eben nicht!"

Der nicht von übertriebener Hochachtung für Alexander II. sprechende Ton frappierte mich umsomehr, als Herr D. schon erwähnt hatte, daß er in einer Hofcharge (ich habe nicht verstanden in welcher und mochte nicht fragen) lange Jahre in unmittelbarer Nähe desselben gelebt und ihn auf allen Reisen begleitet habe.

So hielt Herr D. für Rußland durchaus nur einen Verteidigungskrieg denkbar, und in solchem wäre und bliebe Rußland unbesiegbar; es würde sich dabei nur die Katastrophe von 1812 in sehr vergrößertem Maßstabe wiederholen.

„Ich will zugeben, daß ihr uns in der Kriegskunst überlegen seid, obwohl ihr euch entsetzlich verrechnen würdet, wenn ihr unsere Armee nach dem letzten Kriege berechnen wolltet. Aber eure Überlegenheit zugegeben — nehmen wir an, ihr tötet

uns zwei Mann, wo wir euch nur einen töten. — Wie viel Soldaten habt ihr? Zu einem Angriffskrieg gegen uns könnt ihr und die Österreicher höchstens zwei Millionen verwenden. Wir haben zur Verteidigung von vornherein 3—4 Millionen. Aber gut, ihr sollt uns gerade so viel gegenüberstellen; jeder soll 3 Millionen haben. Ihr verliert eine halbe, wir eine ganze Million. — Der Verlust ist für euch viel empfindlicher, als für uns. Und was nun?? Ihr könnt zu einem Angriff nicht mehr einen Mann aufbringen! Eure Kultur, eure Staatsverhältnisse, alles, alles macht euch das unmöglich. — Der Zar aber? — Der hat noch so viele Kämpfer wie er will, noch 2, noch 4, ja noch 10 Millionen, wenn er will! Er braucht nur zu sagen: Kommt! Der Zar befiehlt!

Wir haben noch den ungeheuren Vorteil der Bedürfnislosigkeit, der Unkultur, meinetwegen der Barbarei für uns. — Wenn Sie unser Volk wirklich kennten, wenn Sie die Stellung kennten, die der Zar in den Herzen, in der Vorstellung seines Volkes einnimmt, so würden Sie wissen, was das heißt, was ich sage. Töten Sie uns auch statt zwei-, viermal so viel, als wir Ihnen — Sie ver-

lieren doch auch, und schließlich ist kein Soldat von Ihnen mehr übrig — — und wir? Wir haben noch Millionen Männer!“

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf mich nicht. — Ohne Zweifel sprach Herr D. damit seine wirkliche Überzeugung aus. Er glaubte einfach das, was er sagte. Und so sehr er auch unbewußt übertreiben mochte — reine Phantasiegebilde waren seine Reden keineswegs. Der Eindruck, den ich vom russischen Volk erhalten hatte, widersprach dem gar nicht, noch weniger meine Kenntnis der russischen Kriegsgeschichte. — Mag der russische Staat sich im letzten Kriege noch so kläglich und sträflich gezeigt haben — — der russische Soldat steht unerreicht da. Seine Stumpfheit, Indolenz, Ungewandtheit, die man ihm vorwirft, mag den Wert seiner unbezweifelten Tapferkeit schmälern, aber — was die Leute willig, klaglos erduldeten, wie die winzigsten Reste auf dem befohlenen Posten ausharrten, das macht ihnen keine kultiviertere Armee in der Welt nach, das bleibt der unentreißbare Vorteil ihrer — Unkultur. Und wer gerecht sein will, der sieht denn doch noch mehr darin.

Ich erwiderte Herrn D., daß wir in Deutsch-

land, namentlich die Militärs, Ähnliches uns selbst sagten; daß wir aber gerade darum umsoweniger glauben könnten, daß Rußland uns im Ernst offensive Absichten zuschreiben könne.

Nun trat genau dasselbe Mißverständnis zutage, dem ich schon so oft in Rußland begegnet war. Jeder mißtraute dem andern und konnte dessen Mißtrauen nicht begreifen. — Herrn D. schienen endlich ebenso wie mir Zweifel an der Berechtigung des gegenseitigen Mißtrauens zu kommen; doch suchte er das seinige zu motivieren.

Er wäre wohl geneigt, den Glauben an die Annexionsgelüste Preußens aufzugeben. Wer aber stände dafür, daß wir nicht beabsichtigten, aus den baltischen und polnischen Provinzen selbständige Staaten zu bilden, was für Rußland dasselbe wäre, denn es liefe doch auf Losreißen dieser Provinzen hinaus.

Ich räumte ein, daß dieser Gedanke in Deutschland zuweilen auftauche, wenigstens in Bezug auf Polen; hinsichtlich der baltischen Provinzen könnte ich mich einer solchen akademischen Frage nicht entsinnen. — Die sogenannte polnische Frage, die ja auch für uns existiere, werde allerdings zuweilen in dem angedeuteten Sinne erörtert, aber einmal

doch nur von Polen und von einzelnen exaltierten, politisch unzurechnungsfähigen Deutschen, und sodann doch immer nur von der Voraussetzung ausgehend, daß Deutschland einen russischen Angriff oder Überfall siegreich abgewehrt habe und nun nach Mitteln suche, die Wiederholung eines solchen für die Zukunft möglichst zu erschweren.

Herr D., der den Gedanken eines Angriffs Rußlands auf Deutschland ruhig als ein für allemal ausgeschlossen abwies, wandte dagegen folgendes ein, wobei er zu meinem Erstaunen, aber ganz in Übereinstimmung mit den russischen Offizieren, den Hauptaccent wieder auf die baltischen Provinzen legte.

„Warum bekümmert ihr euch immer so um unsere baltischen Provinzen? Warum hebt ihr immer nachdrücklicher eure Stammesverwandtschaft und Religionsgemeinschaft hervor; sprecht von unterdrückten Brüdern, mischt euch in unsere Angelegenheiten, kritisiert, oder verhöhnt vielmehr, schlankweg unsere Anordnungen und schimpft auf unsere Maßregeln? — Ist Rußland nicht ein großes Reich? Können wir nicht im eigenen Lande thun, was wir wollen und für richtig halten? Sollen wir uns eure Einmischung, euer Besserwissen, euren Tadel gefallen

lassen? Und ihr verlangt, daß wir das alles ruhig hinnehmen? — Und das um der paar deutschen Edelleute und Kaufleute willen, die keine guten Russen sind, aber noch schlechtere Deutsche sein würden? Denn mit dem Volk habt ihr doch gar nichts gemein! Daß wir die Provinzen energisch russifizieren, das ist doch unsere Sache, das ist unser Recht und unsere Pflicht als Staat. — Und ihr seid die allererste Veranlassung dazu! Wir wollen Russen aus den Leuten machen, dann könnt ihr nicht mehr auf jene Länder rechnen, sei es zum eigenen Besitz, sei es als neutrale Staaten!

Ihr macht uns den Vorwurf, hart und brutal vorzugehen. — Wohl! solche Sachen können nicht mit seidenen Handschuhen angefaßt werden. Sind etwa die Germanisierungen, die Reformationen und Gegenreformationen humaner durchgeführt worden? Und nur, wo sie rücksichtslos, brutal, wie ihr sagt, durchgeführt wurden, ist bleibender Erfolg gewesen; da aber auch stets. — Warum sollen wir durch halbe Maßregeln auf solchen verzichten?"

Es sprach sich hier zum erstenmal in unserer Unterhaltung eine tiefer gehende Erbitterung bei Herrn D. aus.

Ganz in derselben Weise motivierte er die Russifizierung Polens. — Daß die dort lebenden Deutschen davon hart mitbetroffen würden, wäre nicht Folge eines besonderen Deutschenhasses, sondern läge in der Natur der Sache und wäre nicht zu ändern, wenn man das Endziel erreichen wolle. —

Nichts habe das Mißtrauen des Zaren gegen Deutschland stärker erregt, als unsere zweideutige Polenpolitik neuerer Zeit. —

Rußland habe zwei unversöhnliche Feinde im Innern: die Polen und die Juden, die auch ebenso Deutschlands Feinde seien.

Den Polen könne man von ihrem Standpunkt aus ihre Feindschaft nicht verdenken. Aber ebensowenig sollte man es auch den Russen verdenken, daß sie den Folgen dieses Hasses vorzubeugen suchten.

Die Juden wären für Rußland fast noch gefährlicher, als die Polen. — Er brachte nun die auch bei uns bekannten, mehr oder weniger mit Gründen belegten oder mit bloßer Leidenschaft betonten, antisemitischen Anklagen vor. — Er nahm das Recht, sich der Juden möglichst zu entledigen, als eine innere Landesangelegenheit für Rußland in An-

ſpruch, ſobald es die Kraft und Energie dazu in ſich verſpüre. —

Ich bezweifelte einen wirklichen Erfolg; Herr D. hoffte denſelben, ohne allzuſehr überzeugt zu ſein. —

„Die Juden und Polen haben ausſchließlich und zielbewußt die Entfremdung zwiſchen beiden Ländern herbeigeführt, denn beide beherrſchen bei euch die Preſſe, und dieſe predigt ja ſtets Todfeindſchaft gegen Rußland. Die Polen und die Juden haben einzig und allein Intereſſe an dieſer Feindſchaft, denn ſie haſſen Rußland unverſöhnlich und Deutſchland ebenſo. Sie hetzen ſo lange, bis es zum Bruch kommt. Sie rechnen auf Rußlands Niederlage und hoffen, dann auch mit euch fertig zu werden. — Alle Nachrichten, die in ſo gehäſſiger Darſtellung, Übertreibung und Entſtellung in die deutſche Preſſe gelangen, rühren von Juden und Polen her, und die deutſche Preſſe bringt ſie mit hämiſchem Behagen und thut noch ihr eigenes Gift hinzu.“

Er ſprach ſich mit großer Erbitterung darüber aus und ſagte:

„Auch die ewigen Hetzereien Ihrer Preſſe und wüſten Schimpfereien haben arg verſtimmt, dieſer

sich überhebende Schulmeisterton, der sich anmaßt, uns Ratschläge zu erteilen, die oft eine staunenswerte Unkenntnis unserer Verhältnisse verraten; die absichtliche Entstellung aller Vorgänge, das Unterschieben aller möglichen und unmöglichen Motive u. s. w. — das muß doch endlich eine Wirkung auf uns ausüben! — Dieselbe bewußte Ungerechtigkeit, die künstlich-verächtliche Beurteilung, die euch von den Franzosen geworden ist, hat euch doch auch gegen diese verbittert. — Mit welchem Recht wundert ihr euch nun, wenn eine gleiche von euch ausgehende Ursache bei uns eine gleiche Wirkung hervorruft?!

Am meisten hat jedoch die unglaublich respektlose Art bei uns verstimmt, in welcher eure Presse vom Zaren spricht. Ich will nicht weiter darauf eingehen, es widerstrebt meinem Gefühl als Unterthan und Patriot zu sehr. — Nur darauf will ich hinweisen, daß schon allein die fortwährende, ironisch-spöttische Bezeichnung des Zaren als „Väterchen" böses Blut genug gemacht hat. Ihr meint das wohl kaum so schlimm und wißt gar nicht, welche Stellung der Zar bei uns einnimmt, und daß im Bewußtsein der ungeheuren Masse des Volkes die Begriffe von Gott und vom Zar fast noch dieselben sind."

Es versteht sich von selbst, daß die schweren Anklagen gegen unsere Presse nicht ohne lebhafte Bekämpfung von mir blieben. — Doch ich gestehe offen, daß, je beredter nach außen hin ich die Presse verteidigte, ich innerlich die Berechtigung eines guten Teils der Beschuldigungen des Herrn D. einräumen mußte.

Ich weiß, daß ich mich durch dieses Eingeständnis dem so beliebten Vorwurf mangelhaften Patriotismus' aussetze, — doch das läßt mich kalt. Ich mag nicht meinen Patriotismus verteidigen; ich glaube mehr davon zu beweisen, wenn ich meine Landsleute auf die Wahrheit aufmerksam mache, auch wo sie nicht gefällt, als wenn ich ihnen zuliebe mich eines auch bei uns hin und wieder auftauchenden Chauvinismus schuldig mache.

Ich gab die Vorwürfe, die der deutschen Presse gemacht wurden, redlich zurück; ich betonte, daß den Äußerungen der russischen Presse aus dem Grunde eine größere Bedeutung beizulegen sei, als der deutschen, weil sie in ihrer Abhängigkeit von der Zensur doch eigentlich nur die herrschende Meinung und Stimmung der Regierung wiedergeben könnte, während das bei der deutschen Presse durchaus nicht

zuträfe, die vielmehr von der ihr gewährleisteten Freiheit oft und ausgiebig genug gegen die eigene Regierung Gebrauch mache.

Herr D. räumte das auch nach einigem Zögern ein, wies aber darauf hin, daß auch solche Blätter, die als Organe der deutschen Regierung angesehen würden, seit Jahren einen immer feindlicheren Ton gegen Rußland anschlügen. — Ich erwiderte, das wäre doch nicht zu verwundern, denn es pflege gewöhnlich so aus dem Walde heraus zu schallen, wie man hineinrufe. Auch das gab Herr D. zu, nahm aber für Rußland, wie ich für Deutschland die Ehre des Echos in Anspruch. — Natürlich wurden wir nicht einig darüber, wer angefangen habe, schlossen aber Waffenstillstand, indem ich Herrn D. das deutsche Bild von den zwei zankenden Spatzen, von denen jeder den andern „Dachschmutzer" schilt, zur freien Verfügung und Importierung nach Rußland stellte. — Herr D. zeigte aufrichtige Freude über die Erwerbung dieser Allegorie.

Wir sprachen auch von dem Entstehen der immer größer werdenden Spannung zwischen beiden Ländern. — Da deutete Herr D. zu meiner größten Überraschung auf den Fürsten Bismarck, als auf einen

der Urheber hin. Es geschah dies zögernd, tastend, wie sich selbst noch unklar darüber. — Die Äußerung lautete ungefähr: „Bismarck hat doch kein ehrliches Spiel mit uns gespielt!“

Darüber entrüstete ich mich und sagte, das sei wohl der Lohn Bismarcks für seine Maklerrolle auf dem Berliner Kongreß. — Gefallen habe es mir damals schon gleich nicht, daß Bismarck diese Rolle übernommen habe, denn man weiß es ja, daß es der Vermittler zwischen Streitenden keinem recht machen könne und von allen Teilen Undank ernte.

Herr D. widersprach lebhaft. — Wenn auch die russische Diplomatie Bismarck als Sündenbock für ihre geringe Geschicklichkeit habe unterschieben wollen, so habe sie damit nur vorübergehenden, und in politisch einsichtigen Kreisen Rußlands überhaupt keinen Erfolg gehabt. —

Dann wäre es also das Bündnis mit Österreich, was Bismarck zum Vorwurf gemacht werde, das doch nur Folge der Änderung der russischen Gesinnung gewesen sei?

Nein, auch das wäre es nicht, was man Bismarck verdacht hätte. „Aber warum hat er vor zwei Jahren den Rubelkurs so herunter gedrückt?

— Das war eine offene Feindseligkeit gegen Rußland, die sehr böses Blut gemacht hat!"

Ich erwiderte, daß ich davon nichts verstände, daher auch von diesem dem Fürsten Bismarck gemachten Vorwurf nicht reden könne. — Wenn aber Bismarck wirklich etwas Feindliches gegen Rußland unternommen habe, so müsse er dazu ganz bestimmte Gründe gehabt haben, denn ohne solche würde er es wahrhaftig nicht gethan haben.

„Ihr habt," fügte ich hinzu, „keinen ehrlicheren, wärmeren Freund in Deutschland, als gerade Bismarck, und keiner bedauert die Spannung mit Rußland aufrichtiger als er. Das ist die Überzeugung weiter Kreise in Deutschland."

Die Ehrlichkeit meiner Meinung schien Eindruck zu machen. Herr D. sagte nachdenklich: „So, so! — Es ist mir lieb, diese Ansicht auch von Ihnen zu hören; sie ist mir in Deutschland schon mehrfach aufgestoßen." Er fügte noch eine Bemerkung für sich hinzu, deren Wortlaut ich nicht mehr recht zusammenbringen kann, die aber etwa besagte, man habe Bismarck vielleicht doch unrecht gethan.

Ich weiß nicht mehr, mit welchem Übergang

wir auf das persönliche Verhältnis Kaiser Wilhelms II. zum Zaren Alexander kamen.

Ich verhehlte in keiner Weise, welchen übeln Eindruck in Deutschland die befremdende Zurückhaltung des Zaren gegenüber dem herzlichen Entgegenkommen unseres Kaisers gemacht habe. Gerade dieses habe in patriotisch monarchischen Kreisen eine hochgradige Verstimmung gegen Rußland hervorgerufen, von der diese Kreise bisher frei waren. Diese Verstimmung sei um so größer, als Kaiser Wilhelm mit seinem Entgegenkommen nicht nur einem persönlichen Herzenswunsch folgte, sondern damit auch einen Akt der Pietät gegen seinen unvergeßlichen Großvater, den in Deutschland fast wie einen Heiligen verehrten Kaiser Wilhelm, zu vollziehen glaubte.

Herr D. sprach sein ehrliches Bedauern aus, daß die Begegnungen der Monarchen vorläufig mehr zur Entfremdung, als zur Annäherung geführt hätten. — Er suchte es durch den bei den edelsten Tugenden doch so eigenartigen Charakter des Zaren zu erklären und gewissermaßen zu entschuldigen. — Auch hierbei verriet er wieder neben der loyalsten Treue des Unterthanen eine schwärmerische Verehrung und Liebe für den Zaren.

Er ſagte, es wäre wirklich ſehr zu bedauern, daß Kaiſer Wilhelm den Charakter des Zaren vorher ſo wenig gekannt hätte; es wäre ſonſt vieles anders und beſſer gekommen. Er zog einen Vergleich zwiſchen beiden Monarchen und fand, daß ſie in vielen Punkten auffallende, vielleicht zu ſtarke Ähnlichkeit, in andern wieder die ſchroffſten Verſchiedenheiten aufwieſen. Der Gegenſatz trete namentlich ſtark hervor in dem warmherzig impulſiven Temperament Kaiſer Wilhelms und dem ſcheuen, vor jeder lebhaften Berührung mimoſenhaft empfindlich ſich verſchließenden Charakter des Zaren. Hierin beſonders läge die Erklärung, daß ſich beide bisher verfehlt hätten. Aber gerade nach ihren Charakteren gäbe er noch keineswegs die Hoffnung auf, daß beide Herrſcher noch Freunde werden könnten, wie ihre Vorgänger. Allerdings werde das unter den jetzigen Umſtänden noch Jahre erfordern, bis das tief wurzelnde Mißtrauen des Zaren völlig geſchwunden und er ſich durch Thatſachen überzeugt habe, daß Kaiſer Wilhelm wirklich ſein Freund ſein wolle. Dann aber würde des Zaren Freundſchaft ſich unerſchütterlich zeigen, es würde eine „antikideale Freundſchaft“ werden.

Herr D. erzählte dann noch einige nach außen wenig oder gar nicht bekannt gewordene Details der Kaiserzusammenkunft in Narva, welcher er ein Jahr vorher gleichfalls beigewohnt hatte, und die manches interessante Streiflicht auf die Charaktereigenschaften beider Monarchen warfen. Ich übergehe sie absichtlich mit Stillschweigen.

Damit war der politisch interessante Teil unserer Unterredung beendet. —

Herr D. schilderte noch mit großer Wärme den kindlich naiven russischen Volkscharakter und belegte ihn mit Geschichten aus neuester Zeit, deren sensationeller Darstellung in unseren Zeitungen ich mich teilweise entsann, die aber bei dieser mündlichen und erläuternden Darstellung ein wesentlich anderes Gesicht erhielten.

Der Marschall sprach auch ohne Bitterkeit, aber scharf tadelnd von der Bauernbefreiung durch Alexander II. und sagte dabei: „Wir Grundbesitzer wären zu noch größeren Opfern bereit gewesen. Aber diese plötzliche Durchführung einer längst geplanten Reform war nur der Ausbruch einer impulsiven Natur, die sich um die Folgen nicht kümmerte. Es war, wie wenn man Kindern, die noch

auf allen Vieren herumkrochen, plötzlich Schlittschuhe anschnallte und verlangte, daß sie auf dem Eis laufen sollten!“ —

Von den Nihilisten sprach er mit der größten Verachtung. Sie wären keine Partei, sondern Individuen und gerade deshalb so schwer zu fassen, wie unter Umständen gefährlich; aber politisch hätten sie nicht einmal soviel Bedeutung, wie die Anarchisten in Deutschland. (Das war 1891!)

Auch die hübsche Anekdote von der Erbauung der Petersburger-Moskauer Eisenbahn erzählte er, die bekanntlich nur auf ein Machtgebot des Zaren Nikolaus entstand.

Sein getreues, biederes Volk legte gegen die Eisenbahn, als einer Erfindung des Teufels, solchen Abscheu an den Tag, daß der Bau erst zustande kam, als der Zar höchst eigenhändig auf der Karte mit einem Lineal einen Strich zwischen Petersburg und Moskau zog und befahl: „So! Nun wird gebaut!“ — Da wurde natürlich gebaut und zwar wie der Zar vorgezeichnet hatte. Wenn auch gar zu unüberwindliche Terrainschwierigkeiten einige geringe Abweichungen von dem höchst zarenmäßigen Bleifederstrich erzwangen, so wurde dieser doch im all-

gemeinen mit solcher Gewissenhaftigkeit eingehalten, daß die Eisenbahn nur eine unbedeutende Stadt berührt, alle anderen in größerer oder geringerer Entfernung von ihr bleiben.

Als die Bahn fertig war, beschloß der Zar, Moskau auf ihr zu besuchen, und um seinen Unterthanen die Wohlthat der teuflischen Erfindung praktisch ad oculos zu demonstrieren, befahl er seinen getreuen Moskauern, ihm auf dem halben Wege entgegen zu kommen. — Der Zar fand seine Moskauer auch an der befohlenen Stelle seiner demütig harrend vor, erstaunte aber nicht wenig, als er auf seine triumphierende Frage, wann sie von Moskau abgereist seien, zur Antwort erhielt: „Vor drei Tagen.“ —

Die braven Leute hatten die Eisenbahn verschmäht und ihr gewohntes, sicheres Fuhrwerk benutzt! — Der ergrimmte Zar befahl den Unglücklichen, die Rückfahrt nach Moskau mit ihm im Zuge zu machen. —

Zum Schluß teile ich noch mit, wie Herr D. einige deutsche Stämme charakterisierte. Er sagte:

„Ich kenne Deutschland sehr gut und in allen Teilen. Ich bin seit langer Zeit alljährlich min-

bestens vier Wochen, oft einige Monate, bald hier bald dort in Deutschland gewesen. —

Süddeutschland gefällt mir besser wie Norddeutschland; die Süddeutschen sind gemütlicher, herzlicher, nur die „Münchener“ sind „grob, plump.“ Die Norddeutschen sind mir zu „kalt und steif.“ — Am liebsten habe ich die „Dresdener“, die sind „freundlich und höflich.“ Die „Hanoveraner“ sind gediegene, kluge Leute, aber auch „kühl.“ Die „Berliner“ mag ich nicht leiden sie sind „frech, spottsüchtig,“ sie lachen jeden, den sie an der Sprache als Fremden erkennen, aus (das schien Herrn D. besonders zu kränken); es sind die richtigen Juden!“

Schließlich sagte er: „Ich bin ein aufrichtiger Freund von Deutschland, auch jetzt noch nach der eingetretenen Spannung, die ich hauptsächlich den Polen und Juden zuschreibe. — Wir Russen reisen eben viel mehr in Deutschland, als es umgekehrt geschieht. Wenn ihr das mehr thätet und öfter zu uns kämt, würdet ihr gerechter gegen uns sein, und das alte gute Verhältnis könnte wiederkehren. Das wäre das einzige Natürliche. Rußland und Deutschland haben nicht die geringsten sich widerstreitenden In-

tereſſen, was man von Frankreich und Rußland keineswegs behaupten kann.“ — —

In Moskau, das wir unter unſern Geſprächen überraſchend ſchnell erreicht hatten, nahmen wir wie alte Bekannte faſt herzlichen Abſchied von einander.

Fünfter Abschnitt.

Moskau.

Inhalt:

Eindruck von Moskau 122. — Kreml; Gostinoi dwor 125. — Eremitage 126. — Tingel-Tangel und Weiblichkeit 127. — Französische Ausstellung: Diamanten 129. — Die künftigen Waffenbrüder 129. — Arabisches Konzerthaus 131. — Théâtre à monde 132. — Tschischlik 133. — Datschen, Umgebung; Volksbelustigung 134. — Pferdebahnen 135. — Tauben 137. — Wohlthätigkeit 139. — Die Deutschen in Moskau 140. — Künstliche Franzosenbegeisterung 145. — Skobelew-Anekdoten 147. — Paßregelung 153.

Moskau! — — — Man muß es sehen, man muß es zum erstenmal sehen unter den Strahlen einer heiter lachenden Sonne, um den überwältigenden Eindruck von dem in tausend bunten Farben schillernden, leuchtenden, blitzenden Häusermeer, aus dem 400 Kirchen mit angeblich 1800 Türmen und Kuppeln hervorragen, zu verstehen! — — Ob wohl ein Mensch so blasiert sein kann, um sich dem tiefen, träumerischen Eindruck entziehen zu können, wenn er

vom Kreml oder den Sperlingsbergen herab sein Auge über diese europäisch-asiatische, von riesigem Wald und romantischen Bergen umgebene, vom Fluß durchschnittene, teils auf bedeutenden Hügeln erbaute, teils im Thal liegende, malerische Riesenstadt schweifen läßt? —

Ich werde keinen Versuch machen, die Stadt zu beschreiben, ich will nur einige Punkte hervorheben, die zu wenig mit meiner Vorstellung von Moskau übereinstimmten.

Moskau ist eine Stadt von 800 000 Einwohnern, soll aber in der Welt an Ausdehnung und Umfang nur von London übertroffen werden. — Seitdem ich es gesehen, glaube ich es. Danach kann man sich eine Vorstellung von der Bauart der Stadt machen. — Dieselbe, sehr weitläufig, weist eine beneidenswerte Raumverschwendung auf. Die große Masse der Häuser ist nicht sehr hoch, bei sehr vielen befinden sich Gärten; in der Stadt sind zahlreiche und große freie Plätze.

Die Häuser sind, mit Ausnahme der vielen Paläste, Anstalten und öffentlichen Gebäude, der größten Zahl nach aus Holz gebaut, doch lassen die wenigsten diese Bauart erkennen, denn gewöhnlich haben sie

das künſtliche Ausſehen ſolider Steinbauten in mannigfachem Farbenanſtrich erhalten.

Mir war geſagt worden, daß ich darauf gefaßt ſein müßte, in Moskau Straßen, ſogar Hauptſtraßen zu ſehen, die, neben der ganzen Großartigkeit und Pracht moderner Bauten, Strecken und einzelne Häuſer aufweiſen, die dem erbärmlichſten Landſtädtchen anzugehören ſcheinen. — Mir iſt dergleichen jedoch nicht aufgefallen. Allerdings weiſen ſchöne, ſtolze Straßen enge, ſchmutzige Nebengaſſen oder Parallelſtraßen auf, wie man es ähnlich in den meiſten großen Städten findet, aber in ein und derſelben Straße habe ich ſolche Kontraſte nicht geſehen.

Auch den Schmutz und die Unſauberkeit fand ich bei weitem nicht ſo ſchlimm, als ich erwartet hatte. — Nach ſtarkem Regen iſt er allerdings ärger als in andern Großſtädten; das liegt aber an dem entſetzlich primitiven Pflaſter, deſſen ſich ausnahmslos alle Straßen Moskaus erfreuen, und das genau dem eines ärmlichen polniſchen Judenſtädtchens entſpricht. — Wahrſcheinlich ſchieben die Stadtväter die Neupflaſterung in wohlweiſer Sparſamkeit auf, um ſie gleichzeitig mit einer immer noch mangelnden Kanaliſation zu verbinden. Doch

zunächst soll die seit langen Jahren begonnene Wasserleitung vollendet werden, wofür Optimisten nur noch etwa 30 Jahre berechnen.

Auch vom Kreml war ich im ersten Augenblick enttäuscht, aber nur von dem Umfang desselben, den ich mir nach mündlichen und gedruckten Beschreibungen wenigstens doppelt so groß vorgestellt hatte. — Jedoch die kaiserlichen Prunkgemächer im Kreml halte ich für das Großartigste, was ich gesehen habe, sowohl an Kostbarkeit, wie Schönheit und Geschmack. Der Kontrast zu den überaus einfachen, niedrigen, bauernstubenartigen alten Zarengemächern in demselben Kreml ist dagegen mehr wie drastisch.

Von dem toten Kapital, welches in der Schatzkammer an Silber, Gold und namentlich an Edelsteinen in den vielen Sammlungen von Kronen, Thronsesseln, Szeptern, Rüstungen, Waffen und sonstiger Kriegsbeute aufgespeichert ist, kann man sich keine rechte Vorstellung machen. Ich glaube, daß Rußland damit jeden Augenblick seine sämtlichen Schulden bezahlen kann.

In der Chinesenstadt in der Nähe des Kreml wird jetzt das bisher schon weltberühmte Gostinoi dwor unter verschwenderischer Benützung der neuesten

technischen Hilfsmittel und Erfindungen nach den modernsten Ansprüchen umgebaut und so eine Markthalle in riesigem, bisher unbekanntem Umfang und Stil geschaffen. Wenn man diese erst teilweis vollendete Anlage sieht, so glaubt man den stolzen Versicherungen der Moskauer, daß dieses der größte Warenstapelplatz der Welt ist, der selbst London an Masse und Geldwert der dort lagernden Produkte noch überträfe.

Das berühmte Hotel „Eremitage" — diese Bezeichnung scheint in Rußland sehr beliebt zu sein — entsprach vollkommen seinem Ruf, eins der vornehmsten (die Russen sagen einfach: „das vornehmste") Restaurants der Welt zu sein. — Es war und ist auch noch das bevorzugte Lokal, in welchem die russischen Größten, Vornehmsten und Reichsten sich mit bestem Erfolg bemühen, ihre Millionen hinschmelzen zu lassen, indem sie die Orgien der römischen Kaiserzeit darin wieder aufleben ließen bezw. lassen, denen sie jedoch meist in patriotischem Eifer dadurch ein echt nationales Gepräge aufzudrücken suchen, daß sie am Schluß des Festes eine kleine, spaßhafte Verwüstung für 10 bis 50 000 Rubel in Scene zu setzen pflegen.

Das Hotel ist wirklich großartig und vornehm. — Der ganz gleiche Anzug der etwa 100 Köche, Kellner und Küchenjungen, die von Kopf bis Fuß in blendend weiße Leinwand gekleidet sind, gewährt einen überaus appetitlichen Anblick. — Am vornehmsten sind jedoch zweifellos die Preise im Hotel.

Nicht viel weniger vornehm sind in dieser Hinsicht die beliebtesten abendlichen Vergnügungslokale, die, wenn sie auch sonst nichts Originelles bieten, doch einen interessanten Einblick in den Geschmack und das abendliche Treiben der lebenslustigen Moskauer Gesellschaft gewähren. Diese sind meist in größeren Gruppen zusammen und huldigen dem Komment, daß in jedem Lokal einer von ihnen die Zeche für alle entrichtet. — Ich habe gesehen, daß solche Gruppen von 10 Personen, zu denen sich allerdings 6 „unterhaltungsbedürftige“ Lokaldamen gesellten, für 16 kleine Tassen Kaffee, ebensoviele Schnäpschen und 6 Pfirsiche 40 Rubel bezahlten. Um hierbei als glücklicher Kassierer nicht in Verlegenheit zu kommen, muß man immer viel Kleingeld bei sich haben. Dieses schien einem Kassierer einmal ausgegangen zu sein, denn als es zur Bezahlung kam, flüsterte er seinem Nachbarn etwas zu, worauf dieser

mit lauter Stimme den Vorschlag machte, heute einmal auf „deutsche Manier", d. h. jeder für sich, zu bezahlen. Der Ton, womit er von der deutschen Manier sprach, war unsäglich verächtlich. Es versteht sich von selbst, daß die jungen Leute sämtlich Deutsche waren.

Ich habe in diesen Etablissements überall den gleichen Eindruck erhalten. Der ist: diese Moskauer Gesellschaft, gleichviel ob Russen oder Deutsche, ist entschieden noch jungenhafter, blasierter, cynischer, roher und verdorbener als selbst die Berliner jeunesse dorée. Die zahlreichen eindeutigen Damen, die die schwerverständliche Anziehungskraft dieser Lokale bilden, sind der Mehrzahl nach alt und häßlich — geradezu scheußlich. Selten sieht man eine wirkliche oder junge Schönheit darunter, und diese — findet wenig Beifall. Der herrschende Geschmack sind Damen von 30 bis 40 Jahren, deren Wert im Verhältnis zu ihrer Fleischmasse steht.

Leider muß ich hinzufügen, daß dreiviertel dieser Geschöpfe Deutsche sind. Mir wurde wiederholt und bestimmt versichert, daß die Hauptbezugsquellen dieser Waren die Städte Königsberg, Elbing, Danzig Thorn, Posen u. s. w. sind. — Überhaupt soll der Zuzug von Dienstmädchen, Bonnen, selbst Stützen der Haus-

frau und Gouvernanten aus dem Osten Deutschlands sehr groß sein und durchaus nicht immer auf Verlockungen gewissenloser Agenten hin erfolgen. Ein großer Teil dieser Unglücklichen sinkt früher oder später dem Laster in die Arme. Dem Verein zur Unterstützung deutscher Staatsangehöriger gelingt es nicht immer, diese Opfer zu befreien. Ja es kommt nicht selten vor, daß solche Personen, denen der Verein Karten zur Rückreise nach Eydtkuhnen oder Thorn verschafft sowie noch Geld zur Weiterreise in die Heimat gegeben hat, die Karten verkaufen und heimlich dort bleiben. —

Ich habe zwei Ausstellungen in Moskau besucht. — Die sogenannte asiatische war des Besuches kaum wert.

Auch die französische hat mich ziemlich enttäuscht. — Interessant in derselben waren die falschen und echten Diamanten. Mein sehr sachverständiger Begleiter führte mich zuerst zu den falschen. Das funkelte und blitzte, daß wirklich die Augen geblendet wurden. Ich behauptete, der Wert echter Diamanten wäre doch nur ein eingebildeter, denn mehr wie diese falschen könnten sie auch nicht strahlen. — Da führte mich mein Begleiter ohne Übergang von den falschen

zu den echten Diamanten. Allerdings bemerkte ich da wohl, daß das Feuer derselben denn doch ein anderes war. — Die Preise für ein Nichts waren 20—50 000 Franks, die für ein winziges Etwas 100—500 000, dann stiegen sie schnell auf eine Million. Die beiden Hauptstücke waren ein Schmuck mit den berühmten schwarzen Perlen, die eigentlich schmutzig grau sind, und ein anderer Schmuck mit dem ebenso berühmten früheren französischen Krondiamanten, dem Regent, der allerdings ein sehr schöner Stein ist. Der Preis eines jeden dieser Schmuckstücke war 1 Million und 250 000 Franks. — Mir geht absolut das Verständnis dafür ab, wie man solchen Wert auf die Diamanten legen kann. Ein Glück für die Juweliere, daß andere Menschen anders denken; die Aussteller waren übrigens mit ihren Verkäufen an die Fürsten und Großfürsten recht zufrieden. —

Ein separater Schuppen der Ausstellung bildete eine Art Wachsfigurenkabinett, in welchem mit echt französischem Geschmack und Geschick in lebendigen, lebenswahren Gruppen sämtliche Truppengattungen der französischen Armee in voller Feldausrüstung bezw. Feldthäitgkeit dargestellt waren, „damit die

russischen Kameraden ihre künftigen Waffenbrüder könnten kennen lernen" wie eine mächtige Inschrift etwa besagte. —

Eine kleine rohe Bretterbude zog meine Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß sich fortwährend dichte Menschenmassen davor drängten. — Sie wurde mir als „marokkanische Tanzbude", oder auch als „arabisches Konzerthaus" bezeichnet. Es erfolgte Beratschlagung, ob wir hineingehen könnten. (In unserer Gesellschaft befanden sich die Gattinnen einiger Herrn.) Es wurde entschieden, wir könnten es riskieren, da die Polizei seit einigen Tagen das Anstößige in der Aufführung verboten hätte. Wir gingen also hinein. —

Der innere Raum der Bude bestand aus zwei Teilen; der kleinere bildete die Bühne, der größere den Zuschauerraum, den jedoch etwa 60 auf Stühlen sitzende Personen zum Ersticken ausfüllten. — Fünf bildschöne Marokkanerinnen in bis auf die Erde reichenden (Polizeieinwirkung) rotseidenen Gewändern waren die Tänzerinnen, die einen vollständig stumpfsinnigen Pascha zu beleben suchten. — Ich habe nie etwas Graziöseres, choreographisch Vollendeteres, aber auch nie etwas Obscöneres gesehen, als der

kaum eine Viertelstunde dauernde Tanz darbot. Ich weiß nicht, was mich mehr interessierte, die Tanzleistung oder die Beobachtung der anwesenden Damen, die mit steinern unbeweglichem Gesicht, ohne nur einmal den Blick abzuwenden, der Aufführung zuschauten. Ein einziges ebenso steinernes „shoking“ hörte ich einmal hauchen. —

Nach den eben gemachten Erfahrungen schickten wir die Damen vorsichtig nach Hause, ehe wir in das théâtre à monde der Ausstellung gingen. — Es war eine Art Specialitäten-Theater, das nur wenige und hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleibende Sachen brachte. Die Hauptsache war das Auftreten der französischen Couplet-Sängerinnen. Diese zeigten absoluten Mangel irgend welcher Stimme, sehr wenig von der sonstigen französischen Grazie, aber unglaublich viel Frivolität, die, vielleicht dem russischen Geschmack Rechnung tragend, einfach auf die brutalste Sinnlichkeit spekulierte. — Das eben verlassene arabische Konzerthaus konnte als Andachtskapelle dagegen gelten.

Die Sängerinnen waren gewissermaßen auch bekleidet, doch hätten sie jedenfalls einen decenteren Eindruck gemacht, wenn sie sich mit einem Feigen-

blatt begnügt hätten, oder auch, nach dem Muſter der auf der Ausſtellung befindlichen, techniſch wundervoll ausgeführten Bilder der franzöſiſchen Künſtler, ſich noch dieſen geringen Luxus erſpart hätten.

Das Publikum raſte, brüllte, wieherte vor Vergnügen. Ich muſterte es ganz erſtaunt immer wieder und wieder. Das konnte doch nur aus den unterſten Volksſchichten beſtehen! — — Aber weit gefehlt. — Es war das gewöhnliche Publikum einer, große Anziehungskraft ausübenden, Bühne einer großen Stadt. —

Doch um die Ausſtellung mit einer freundlichen Erinnerung zu ſchließen, gedenke ich noch des armeniſchen Tſchiſchlik, welches wir im kaukaſiſchen Pavillon genoßen. Dieſes beſteht in Stücken Lammfleiſch, das an kleinen eiſernen Spießen in ſeinem eigenen Fett gebraten wird und durch beſondere Gewürze einen Geſchmack erhält, der auch den verwöhnteſten Feinſchmecker entzücken dürfte. —

Das Fuhrweſen iſt in Moskau ganz dasſelbe wie in Petersburg. Den erſten Sonntag benutzte mein Vetter, mir die Umgegend von Moskau zu zeigen. — Dieſe beſteht aus einem rieſigen Urwald, der ſich im Halbbogen um die Stadt zieht und

in welchen verschiedene Datschenvorstädte in weitläufig verstreuter Manier hineingebaut sind, die verschiedene Namen führen, sich jedoch nur selten in Gruppen zusammendrängen, deren Mittelpunkt meist ein großes Vergnügungs-Etablissement ist. Ein Blick auf die eigentlichen, in stolzer Abgeschlossenheit daliegenden Datschen genügt, um zu begreifen, daß nur die Moskauer Millionäre hier ihre Sommerfrische abhalten können.

Auf unserer Fahrt sahen wir außerhalb der Stadt an freien Plätzen Volksgruppen, die durch grellleuchtende Farben im Anzuge vieler Männer und Frauen ein anmutig belebtes Bild boten. Diese Leute lagen ihren Sonntagsvergnügungen ob, d. h. sie trieben harmlos kindliche Spiele, wie Greifen, Blindekuh u. s. w., sangen, tanzten oder lauschten einem Erzähler. Doch konnten wir bei allen diesen Gruppen keinen Betrunkenen bemerken, weshalb ihr Treiben einen freundlichen Eindruck auf mich machte. Mein Vetter meinte freilich, das ginge nicht immer so idyllisch zu, der Schnaps und die naive Moral spiele dabei doch zuweilen eine merkwürdige Rolle; aber harmlos blieben selbst solche Gruppen meist.

Unser Mietwagen, dessen Kutscher mein Vetter

beim Beginn der Fahrt mit einem Hinweis auf mich einige russische Worte gesagt hatte, fuhr mit mindestens Kurierzug-Geschwindigkeit.

Ich habe schon gesagt, daß ein Teil der Stadt auf Hügeln — natürlich den bekannten sieben — erbaut ist. Infolgedessen führen viele Straßen, und teilweise mit starker Steigung, bergauf und ab. Die Pferdebahnen, die den bergigen Teil der Stadt befahren, haben daher große Schwierigkeiten zu überwinden. Wie sie das aber thun, das habe ich schaudernd, glücklicherweise nicht selbst erlebt, aber gesehen. — Die Wagen der Moskauer Pferdebahn sind, wie es mir vorkam, noch größer, als die große Art in Deutschland, und mit der Deckeinrichtung versehen. Sie fahren selbstverständlich zweispännig.

Unser Wagen näherte sich einer solchen alten Arche, die innen und oben vollständig überfüllt war und in der Ebene in scharfem Trabe vor uns herfuhr. In kurzer Entfernung vor uns führte die Straße über einen steilen Berg, so steil, daß ich es bis dahin für unmöglich gehalten hätte, daß eine Pferdebahn solche Steigung überhaupt überwinden könne.

Im Augenblick, als wir den Wagen beinahe

ganz eingeholt hatten, stürzte von jeder Seite ein Iswoitschik mit einem Hilfspferde auf ihn zu und spannte, ohne daß der Wagen seine Geschwindigkeit mäßigte, sein Pferd neben die andern an, so daß jetzt vier Pferde nebeneinander zogen. Das schien für die alten Zugpferde ein bekanntes Signal zu sein, denn sie fielen sofort in Galopp und alle vier rasten die Höhe hinauf, in einem Tempo, daß die an der Leine hängenden, ihren Pferden laut zurufenden Hilfskutscher nur in langen Luftsprüngen, wobei ihre leinenen Kittel lustig nachflatterten, mitkommen konnten. — Höchstens 10 Schritt vor dem Gipfel des Berges mäßigte sich das Tempo wieder zum Trab, und im Moment, wo die Höhe erreicht war, waren auch die Hilfspferde wie durch Zauberei vom Wagen frei, dieser aber sauste mit dem alten Gespann in Carriere den Berg herunter!

Das Ganze hatte vielleicht eine Minute gedauert, aber beim Anblick des überfüllten mächtigen Wagens, der wie ein Schiff in der Brandung oder wie ein Schwertrunkener hin und her schwankte, verging mir der Atem.

Ich habe es für ein Wunder gehalten und halte es noch dafür, daß kein gräßliches Unglück durch

Umschlagen oder Entgleisen des Wagens bei diesem Manöver passierte. Mein Vetter meinte kaltblütig, das wäre dort so Sitte; er gab aber zu, daß es diesmal besonders gefährlich ausgesehen und er selbst gefürchtet habe, der Wagen kippe um.

Eine Viertelstunde später sah ich bei einem andern, nicht ganz so steilen Berge ganz dasselbe Experiment ausführen, nur wurden die Hilfspferde diesmal voran vorgelegt, aber gleichfalls in voller Fahrt. —

Katzen findet man wie in Petersburg in jedem Haus und Laden Moskaus als Lieblingstier; dagegen sind auffallend wenig Hunde zu sehen.

Eine andere Eigentümlichkeit, auf die jeder, der durch die Straßen fährt oder geht, bald aufmerksam wird, sind die Taubenmassen. — Man findet sie auf dem Straßenpflaster so zahlreich, daß sie sich oft zu Schwärmen von tausenden verdichten. Sie sind so verwöhnt und dreist, daß sie sich durch lebhaften Verkehr von Menschen und Fuhrwerk nicht verscheuchen lassen. Wer es wagte, könnte sie beliebig mit der Hand ergreifen. Den Fuhrwerken weichen die Tauben nur so weit aus, als sie die unmittelbare Radspur freigeben müssen, und auch dieses geschieht nicht etwa furchtsam oder hastig, sondern

ruhig und gravitätisch, mit liebenswürdiger Höflichkeit. Es ist ein erheiternder Anblick, wenn solche Taube eine zierliche Pirouette auf einem Bein ausführt, um sich dem Rade parallel zu stellen, das um Haaresbreite an ihr vorbeistreift. — Wenn die sonst so schnell dahinrollenden Wagen auf einen dichteren Taubenschwarm stoßen, so fallen sie in Schritt und steuern vorsichtig durch die Tauben, die in der geschilderten Weise Raum geben; ja die Wagen suchen sich sogar die lichtesten Stellen aus, um möglichst wenige Tierchen zu belästigen.

Das macht, die Taube ist dem Russen, namentlich dem Moskauer ein heiliger Vogel. Ein echter Moskowite würde keine Taube essen, und wenn er sich dadurch vom Hungertode retten könnte. — Nur bei Hochzeiten muß eine Taube als symbolisches Opfertier ihr Leben lassen, um die Reinheit der angehenden, jungfräulichen Gattin zu erweisen.

Die wohlweisen Väter der Stadt tragen für ihre Tauben durch Unterhaltung geschützter, warmer Unterkunftsräume, von Futterplätzen und reichlichem Futter während des langen Winters fast mehr Fürsorge, als für die Armen der Stadt. —

Doch ich muß der Wahrheit gemäß sagen, daß

nach übereinstimmender Aussage der Deutschen in Moskau für die Armen der Stadt mehr geschieht, wie in andern Großstädten, wie denn der Russe überhaupt zur Wohlthätigkeit geneigt ist. Das beweist auch die Menge von wirklich großartigen, kaiserlichen wie städtischen Wohlthätigkeitsanstalten in Moskau; doch soll die Privatwohlthätigkeit noch mehr leisten.

Es wird zugegeben, daß dabei vielfach ehrgeizige Berechnung oder protzenhafte Eitelkeit der Beweggrund ist; aber es soll auch gerade in Moskau nicht selten sein, daß die edelste Tugend und Frömmigkeit ohne Prahlerei im Stillen wohlthätige Anstalten schafft, von deren wahrem Stifter man erst allmählich nach langem segensreichen Wirken der Anstalt Kunde erhält.

In der Nähe der Erlöserkirche, der reichsten Kirche Rußlands, fiel mir ein Palast von weißem Marmor auf, den ich für einen der größten und schönsten der vielen Paläste in Moskau hielt. — Mein Vetter erzählte, den Palast habe sich ein Fürst erbaut und sei dann verkracht. Darauf habe eine Kaufmannswitwe — den Namen habe ich vergessen — ihn für 2 Millionen Rubel erstanden — — ein Asyl für Blinde, glaube ich, daraus geschaffen, in

welchem mehr als 100 Personen auf Kosten der Stifterin unterhalten werden. — Niemand hat lange Jahre hindurch davon gewußt, man hielt die Stadt für den Stifter der Anstalt, bis erst kürzlich der wahre Sachverhalt bekannt geworden. Der Stadt soll das Asyl erst nach dem Tode der edlen Witwe als Vermächtnis zufallen. —

Das ist schön, selbst wenn es in Rußland geschieht! — —

Es ist begreiflich, daß ich viel mit den dortigen Deutschen zusammen war; auch verlebte ich einige Abende in deutschen Familien. — Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, welche begeisterten großdeutschen Patrioten die in Rußland lebenden Deutschen sind, die fast ausnahmslos trotz 25 bis 30jährigem Aufenthalt daselbst ihre deutsche Staatsangehörigkeit beibehalten haben. Diese kostet ihnen eine Kleinigkeit mehr, als wenn sie russische Unterthanen geworden wären, ist ihnen aber in keiner Weise bei ihrem Fortkommen hinderlich.

Es ist wunderbar, wie unter diesen Deutschen, die alle Staaten und Gaue ihres Vaterlandes vertreten, jede Spur von heimischem Partikularismus so vollständig verschwunden ist, daß sogar der Be-

griff davon selbst solchen Familien unfaßbar geworden ist, die aus Mißvergnügen über die Umwälzungen in Deutschland von 1866 aus Hannover ausgewandert sind.

Alle stimmten darin überein, daß das Schicksal der Deutschen, die in Rußland ihr Glück versuchten, sich meist schnell entscheide. Entweder gingen sie bald zu Grunde, oder kämen nach einiger Zeit in glänzende Lagen. Ein einfacher Freipaß, sein Glück zu machen, wäre die bloße Nationalität als Deutscher freilich nicht mehr. Fleiß, Arbeitslust, solides Leben sichern geschickten Handwerkern noch immer eine gute Existenz, aber zum Reichwerden genüge das nicht, dazu bedürfe man noch anderer Eigenschaften, wie kecken Unternehmungsgeist, entschlossenen Wagemut, Reklamegeschicklichkeit im weitesten Sinne. Wer diese entbehre, gehe unrettbar unter, und manche solcher gescheiterten Existenzen ließen sich dann in der Verzweiflung in politische Verbindungen und Intriguen ein. Diese sind es, die von den Behörden verfolgt und ausgewiesen werden, und von denen der Ruf schonungsloser, gehässiger Unterdrückung der Deutschen ausgeht.

Deutsche Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit blieben

gerade in Rußland noch immer die beste Spekulation und sichern ihnen auf die Dauer den Erfolg. — Aber alle diese Eigenschaften müssen, um zu wirklichem Reichtum zu gelangen, durch eine unterstützt werden, die den meisten Deutschen zunächst abgeht. Das ist die Fähigkeit, sich den nationaleigentümlichen russischen Verhältnissen anzupassen, den Volksgeist zu verstehen und zu benutzen. Dies alles läuft darauf hinaus, einen gewissen prahlerischen, aber wohlberechneten Leichtsinn an den Tag zu legen.

Viele Deutsche machen den Fehler, wenn sie sich erst durch Fleiß und Ausdauer einige tausend Rubel erworben haben, diesen Schatz ängstlich zu hüten, fleißig und sparsam weiter zu leben, um immer noch ein paar Rubel hinzuthun zu können. Das ist sehr ehrenwert, aber selten der Weg zum Reichtum. — Wer reich werden will, so schilderten alle reichen Leute den Weg, der muß vor allem das Geld springen lassen. Hat er im Lauf der Jahre oder durch Glücksfall 10000 Rubel beisammen, so giebt er sie flott als Jahreseinkommen aus, und kann, wenn er kein besonderes Unglück hat, bei schlauer Umsicht im nächsten Jahr das Doppelte ausgeben. So ist er vielleicht bald in einer Stellung,

wo er wirklich solch Jahreseinkommen hat. Genügt ihm sein Einkommen oder seine Stellung, dann erst kann er anfangen, zurückhaltender zu leben, um wirkliche Ersparnisse zu machen.

Mehr als in jedem andern Lande gilt in Rußland der Schein alles. Man hat, was man zu haben scheint. — Damit hängt auch das abstoßend prahlerische Leben der jungen Leute in beiden Hauptstädten zusammen, sowie die oft geradezu unsinnigen Preise. Das Geld scheint gar keinen Wert zu haben. Es wird allerdings auch von denen, die es verstehen, zehnmal leichter verdient, wie anderswo. — Nach eigener Erfahrung habe ich gefunden, daß man von einem Rubel in Petersburg soviel, wie von einer Mark, in Moskau nur soviel, wie von einer halben Mark in Deutschland hat.

Auf meiner Heimreise fuhr ich mit einem noch jungen Moskauer Banquier — Jude, geborener Engländer, in Hamburg erzogen, seit 12 Jahren russischer Unterthan, der Fama nach mehrfacher Millionär — zusammen. Wir sprachen über diese Verhältnisse. Er gab bereitwillig zu, daß es eine Thorheit sei, sich einzubilden, nur in der Eremitage und entsprechenden Lokalen verkehren zu können,

einzig und allein, weil man dort die drei- und vierfachen Preise als in andern anständigen aber weniger renommierten Lokalen bezahlen müsse. — Dann aber fügte er überlegend hinzu: „Und doch sind wir gezwungen dazu. Ich habe mich eben gefragt, was ich wohl denken würde, wenn ich Ihren Vetter in einem geringeren Lokal träfe. Nun, das erstemal würde ich vielleicht glauben, er thäte es aus Neugierde oder sonst aus besonderen Gründen; das zweitemal würde ich stutzen und mich fragen, sollte er es aus Sparsamkeit thun? das drittemal würde ich mir sagen, du giebst ihm keinen Kredit mehr. Und glauben Sie mir, Ihrem Vetter würde es mit mir ebenso ergehen. Es ist ja Unsinn, aber — — es ist nun einmal so."

Nun begriff ich auch, warum mein Vetter nie dazu kam, meine Bitte zu erfüllen, mich einmal in ein russisches Volksspeisehaus (Traktir) oder eine Schnapskneipe zu führen! —

Die Deutschen Moskaus sprechen von der Stadt in einem Atem rühmend und herabsetzend, mit stolzer Genugthuung und mit einer zum Widerspruch auffordernden Nichtachtung. Ihr gewöhnlicher Refrain ist: „Moskau ist ein großes Dorf!" Aber aus

jeder ihrer Äußerungen klingt eine zärtliche Vorliebe für dieses Dorf hindurch. Damit stimmt es, wenn sie erzählen, daß der größere Teil der Deutschen, die ihr bescheideneres oder glänzenderes Glück dort gemacht haben und, von unbesiegbarem Heimweh ergriffen, nach Deutschland zurückgekehrt waren, von neuem und noch größerem Heimweh gepackt, nach einem oder zwei Jahren, auch wohl noch früher, wieder und definitiv nach Rußland zurückkehren. Sie können ohne ihr Moskau nicht mehr leben. —

Im Hause des Fabrikanten Herrn D . . . . meyer erfuhr ich aus authentischer Quelle, mit welchen Mitteln die stürmischen Ovationen für die französischen Gäste in Moskau hervorgerufen wurden. Vor Ankunft der Franzosen erschien in den Häusern der großen Fabrikanten die Polizei, ließ sich die Liste der Arbeiter vorlegen und die intelligentesten davon bezeichnen. Das waren in erster Reihe deutsche Arbeiter. — Dieselben mußten sich für die nächsten Tage der Polizei zur Verfügung stellen, erhielten pro Tag und Kopf 5 Rubel, wurden in Gruppen geteilt, mit reichlicher Schnapsmunition versehen und unter Führung von verkleideten Polizisten an zweckentsprechenden Punkten

aufgestellt, wo sie durch persönliches Beispiel und Branntweinspenden den Enthusiasmus hervorriefen und, wenn derselbe ordentlich im Zuge war, in Wagen nach andern Plätzen vorauseilten, um dort mit frisch ergänzter Munition dieselbe Begeisterung hervorzurufen. Der Erfolg war großartig!

Auch bei dieser Gelegenheit bewies die alte Großmutter Weltgeschichte wieder, daß trotz ihres ehern strengen Antlitzes niemand so boshaft satirische Witze reißen kann, als gerade sie.

Ihr feierlicher Einzug in Moskau führte die Franzosen über denselben Platz, auf welchem zum ewigen Andenken an ihren weniger triumphierenden Auszug vor 79 Jahren ein mächtiger Triumphbogen mit wenig schmeichelhafter Inschrift für die sie errichtet ist. — Um den jetzigen teuren Gästen die Demütigung zu ersparen, durch dieses kaudinische Joch zu ziehen, war in aller Eile in der Nähe des alten ein neuer Triumphbogen improvisiert, der bis auf die Inschrift, seinem Genossen treu nachgeahmt war, und durch den auch die zartfühlendsten Franzosen nun ihren stolzen Einzug halten konnten. —

Bei Herrn Dr. hörte ich auch vieles über den bei uns seiner Zeit als grimmigsten Deutschenhasser

geltenden General Skobelew, was mich sehr überraschte und wieder einmal bewies, daß kein Teufel so schwarz ist, als er gemalt wird.

Skobelew war Hausfreund in der Famile des Herrn Dr. gewesen, wie er überhaupt in deutschen Familien mit Vorliebe verkehrte. Seine Mutter war eine Deutsche oder Deutschrussin; er selbst sprach ebenso fertig deutsch als russisch.

Skobelew entspricht wohl am meisten der in Deutschland üblichen Vorstellung von einem Russen. Er war ein seltsames Gemisch von Gutmütigkeit und Roheit, Naivität und Schlauheit, von sorglosem Leichtsinn und kalter Berechnung. Er liebte übermäßig Wein und Weib, aber auch Gesang. Bald stürzte er sich in das wildeste, aufregendste Leben, die wüstesten Orgien, bald fühlte er das Bedürfnis, im Umgang mit feingebildeten Familien Herz und Sinn zu erfrischen. Dann zeigte er sich von hinreißender Liebenswürdigkeit und gewann alle Herzen.

Der alten, ehrwürdigen Mutter des Herrn Dr. bezeigte er stets die achtungsvolle Aufmerksamkeit und zärtliche Liebe eines Sohnes und wurde von dieser auch mit der Freimütigkeit einer Mutter behandelt. War er in ihrem Hause auf dem Wege,

dem Weine zu lebhaft zuzusprechen, so nahm ihm Mutter Dr. einfach Glas und Flasche fort und schloß sie ein. Es soll dann rührend gewesen sein, wie der wilde General bettelte, bat, Besserung versprach und schmeichelte, bis ihm noch ein Glas eingeschenkt wurde.

Auf die Vorwürfe über sein deutschfeindliches Gebahren und seine Kriegshetzereien pflegte er sich damit zu entschuldigen, daß er sagte, man kenne ihn ja und wüßte, daß er, weitentfernt die Deutschen zu hassen, sogar eine Vorliebe für sie hätte. Dabei leugnete oder entschuldigte er seine Hetzereien nicht etwa, sondern nahm sie in köstlich naiver Weise als sein gutes Recht in Anspruch.

„Sie wissen," sagte er dann, „ich bin Soldat durch und durch, nichts weiter als Soldat, und von so brennendem Ehrgeiz, wie Sie sich gar nicht vorstellen können. Ich will berühmt werden, ich muß der berühmteste Soldat Rußlands werden. Das bißchen Ruhm und Ehre, das ich erworben habe, halte ich für nichts! — Mein Ziel kann ich aber nur durch Krieg erreichen; im Frieden gehe ich zu Grunde, das fühle ich, das weiß ich. Einen Krieg, wie ich ihn brauche, können wir aber nur mit

Deutschland haben! Darum hetze ich und werde ich immer zu diesem Krieg hetzen."

Als ihm nach seiner berüchtigten Rede in Paris von der Familie ernste Vorwürfe gemacht wurden, entschuldigte er sich wie ein reumütig-verstockter Sünder also:

„Erstens, ich will und muß Krieg haben; zweitens, ich hatte Auftrag von Murawiew; drittens, die Franzosen waren so nett zu mir gewesen; viertens, ich war betrunken, wie ein Schw . . ., da habe ich mehr geredet als ich sollte und wollte."

Über die Chancen eines Koalitionskrieges ließ er sich in folgender charakteristischer Weise aus (kurz vor seinem Tode):

„Wenn Deutschland jetzt mit uns und Frankreich Krieg bekommt, dann schlägt es uns alle beide, auch ohne Österreich. Die Franzosen sind noch nicht fertig, und selbst wenn sie es sein werden, sind sie den Deutschen noch lange nicht gewachsen. Wir Russen sind noch weiter zurück; wir wissen noch nicht einmal, was wir bei einem plötzlichen Kriegsausbruch thun sollen. Es ist einfach nicht wahr, daß wir einen geheimen Kriegsplan haben; wir renommieren bloß damit. Wir haben immer einen

Plan machen wollen, aber wir sind nie über die Absicht hinausgekommen. — Die Franzosen würden aber noch ganz andere Hiebe bekommen, als wir. Das ist so: Deutschland ist ein vollkommener Meister, die Franzosen sind bloß Dilettanten in der Kriegskunst. Wenn zwei so verschiedenwertige Fechter sich gegenüber stehen, dann wird der Meister den Dilettanten mit ein paar eleganten Stößen niederstrecken. Wir Russen sind aber nicht einmal Dilettanten in der Fechtkunst. Wir sind der rohe Naturbursche, der von den Fechtregeln keine Ahnung hat. Wenn ein solcher einem Fechtmeister wie Deutschland gegenüber steht, so wird er natürlich auch „abgeschmiert" werden; aber zunächst wird er gerade durch seine vollständige Kunst- und Regellosigkeit den Meister verblüffen und manche unangenehme Überraschung bereiten, bis dieser den wahren Charakter des Gegners erkannt hat."

Diese verblüffende Auseinandersetzung, für deren treue Wiedergabe Herr Dr. sich mit seinem Wort verbürgte, ist bezeichnend für Skobelew. Solche bescheiden sein sollende Selbstherabsetzung steht aber nicht vereinzelt bei ihm da. — Eine ähnliche erzählte mir Herr Tr...., jetzt Kaufmann in Ham-

burg, der als Reserveoffizier den Krieg 1870/71 mitgemacht hat.

Dieser befand sich einige Jahre nach dem Kriege in Moskau an der Table d'hote, woselbst sich die Gäste in maßlosen Schmähungen der französischen Armee von 1870 ergingen und sogar die Tapferkeit derselben bestritten. Angewidert davon, warf Herr Tr. den Schwätzern ihre Unkenntnis und Ungerechtigkeit vor und spendete als Augenzeuge der Todesverachtung und Bravour der Franzosen das höchste Lob.

Da erhob sich plötzlich einer der mitanwesenden russischen Offiziere, schritt mit vollem Sektglas auf Herrn Tr. zu, stellte sich als Oberst Skobelew vor, dankte ihm für seine mannhafte Verteidigung der früheren Gegner und — — trank mit ihm Brüderschaft, die er mit vielen Flaschen und Küssen besiegelte.

Mag diese schnelle, zärtliche Freundschaft Skobelews auch bei andern dasselbe kopfschüttelnde Erstaunen erregen, wie bei Herrn Tr. selbst — — Skobelew hat bis zu seinem Tode an ihr festgehalten. Beide haben sich noch wiederholt in Rußland wie in Deutschland wiedergesehen, und Skobelew hat solches Zusammentreffen stets mit offener Freude begrüßt.

Er hat sogar gelegentlich einer offiziellen Anwesenheit in Deutschland als hochberühmter General seinen Freund eigens aufgesucht. Hierbei hat er, allerdings nachdem er dem Weine reichlich zugesprochen, Herrn Tr. mit naivster Dringlichkeit beschworen, ihm doch ehrlich und wahrheitsgemäß zu sagen, was die Deutschen, besonders die Offiziere, von seinem Ruf als General hielten. Als Herr Tr. erwiderte, daß er in deutschen Militärkreisen unbestritten den Ruf eines außerordentlich schneidigen, tapferen und energischen Generals und Helden genösse, zeigte er eine wahrhaft kindliche Freude über diese Anerkennung. Dann aber fuhr er mit prahlerisch bescheidener Schlauheit fort:

„Ja, ja, man muß nur wissen, wie's gemacht wird! Ich gebe zu, Furcht kenne ich nicht und schone mein Leben so wenig, wie das meiner Leute. Aber so arg, wie es aussieht, ist es nicht. Ich habe immer ganz genau gewußt, was ich thun konnte, und besonders, w a n n ich es thun konnte. Ich habe erst immer die anderen sich die Köpfe einrennen lassen, und wann die „abgeschmettert", der Feind auch schon mürbe war, dann wußte ich es so einzurichten, daß mir das Unternehmen von neuem auf-

getragen wurde, und dann führte ich es durch. — Das muß man verstehen, aber noch mehr muß man verstehen, den gehörigen Lärm von sich zu machen! So wird man berühmt."

Darauf stellte er unter näherer Beleuchtung seiner in der Türkei und später in Asien ausgeführten berühmtesten Thaten bewiesene Pfiffigkeit ins rechte Licht und schloß mit der Versicherung, daß das, was er bisher gethan, gar nichts wäre, er wolle noch ganz anderes zuwege bringen. —

Ich glaube, daß diese sonderbare Herabsetzung seiner Thaten der bewußten oder unbewußten Absicht entsprang, im Hinblick auf die Zukunft die Menschen auf seine strategische Begabung vorzubereiten, welche Seite ihm unter dem Ruf des tollkühnen Draufgängers wahrscheinlich zu wenig anerkannt zu werden schien. — —

Mein Vetter, der die Regelung meiner Paßangelegenheit übernommen hatte, teilte mir am letzten Tage meines Aufenthaltes mit, daß ich abends bei unserer Heimkehr den Paß für die Abreise geordnet vorfinden werde. Doch erhielten wir statt des Passes die Nachricht, daß ich mich zu irgend einer Aufklärung noch persönlich auf dem Hauptamt

einfinden müſſe, obwohl mein Paß vorläufig ſchon dem Revieramt zugegangen ſei.

Am andern Morgen fuhren wir zum nahen Revieramt, wozu ich noch einmal meine Orden anlegte. — Das Amt befand ſich in einem alten, düſteren Gebäude, deſſen langer, enger Flur gefüllt war von einer wohl 100 Köpfe ſtarken Menge jeden Standes und Alters. — Ich konnte kaum meine Heiterkeit unterdrücken, als man mir mit befliſſenſter, achtungsvollſter Aufmerkſamkeit, ohne Rückſicht auf eigene oder fremde Hühneraugen, eine Gaſſe öffnete und die Thür zum Bureau aufriß. — Dieſes, gleichfalls klein und eng, war von Supplikanten und Schreibern gefüllt. Ein Kommiſſar verhandelte lebhaft und energiſch mit erſteren, die ſcheue Ehrfurcht und Zerknirſchung zur Schau trugen.

Ich wurde dem Kommiſſar vorgeſtellt, mein Vetter unterhandelte in ruſſiſcher Sprache mit ihm, und nach wenigen Augenblicken hatte ich meinen Paß und Reiſeerlaubnis, und wir wurden vom Herrn Kommiſſar mit ausgezeichneter Höflichkeit durch den gefüllten Flur begleitet und mit einem biederen Händedruck entlaſſen — eine barbariſche, aber angenehm berührende Methode. —

Sechster Abschnitt.

Heimreise. — Russische Armee.

Inhalt.

Reisegefährte 155. — Russische Reservisten in Mozaisk 156. — Brest Litowski 156. — General Gurko 157. — „Deutsches Hotel" in Warschau 158. — Polnische Juden 160. — In Illowo 161. — Schlußwort 163.
Anhang: Eine Betrachtung über das russische Militär 165—183.

Mittags reiste ich mit dem Kurierzuge von Moskau ab. — Mein Reisegefährte war der schon erwähnte internationale Jude. Dieser gab seinem bitteren Haß gegen Rußland unumwunden Ausdruck. — Um so interessanter war es mir, auch von ihm die vielen günstigen Eindrücke, die ich von Land und Leuten gewonnen hatte, vollkommen bestätigt zu hören. Sein Haß war eben nur der Ausfluß seiner Eigenschaft als Jude, und als solchem konnte man ihm seine Empfindung nicht zu sehr verdenken.

Er hielt den baldigen Ausbruch eines Krieges mit Deutschland für unvermeidlich, oder genauer gesagt, er hoffte auf denselben und damit auf eine gründliche Niederlage Rußlands. Er war sehr erstaunt, daß ich ersteres überhaupt nicht glaubte, und noch erstaunter, daß ich eine so schnelle und schmähliche Niederlage Rußlands, wie er sie als sicher voraussetzte, sehr bezweifelte.

Einen halbstündigen Aufenthalt in Mozaisk konnte ich nicht wie mein Gefährte zur leiblichen Restaurierung benutzen, da ein sehr langer Eisenbahntrain mit gegen 2000 Reservisten mein Interesse weit mehr in Anspruch nahm. — Als ich auf der Weiterfahrt den Eindruck schilderte, den mir die Reservisten gemacht hatten, wurde mein Gefährte ganz nachdenklich.

Zwischen den äußeren Festungswerken und dem inneren Thor von Brest-Litowski sahen wir auf einem Gewirr von Nebengeleisen wohl 600 (vielleicht waren es auch weit mehr) ganz neue, rotangestrichene Militärtransportwagen, wie eine Stadt für sich, aufgefahren.

Auf dem Bahnhof selbst herrschte ein überaus lebhaftes buntes Treiben von Soldaten, Ordonnanzen,

Gendarmen und Offizieren jeden Ranges, alle in großer Uniform. — Es wurde die Ankunft des Generalgouverneurs Gurko aus Warschau zur Inspizierung erwartet, und mußte der Zug statt der planmäßigen halben, eine ganze Stunde dort liegen bleiben.

Ich benutzte die Zeit, um wieder das Militär zu studieren und mich mit einzelnen zu unterhalten, und diesmal teilte mein Reisegenosse meine Beschäftigung. Ich machte ihn darauf aufmerksam, welchen überraschend günstigen Eindruck die Soldaten machten, und wie selbst die, deren eigentümlicher Gesichtstypus einen oberflächlichen Beobachter leicht zu voreiligen Schlüssen führen konnte, unverkennbar das Gepräge militärischen Selbstgefühls trugen, sobald man mit ihnen einige Worte sprach, was ich mit dolmetschender Hilfe von Gendarmen und meines Begleiters häufig that.

Mein Gefährte, der offen bekannte, daß er niemals etwas mit Militär zu thun gehabt und dasselbe nie vom Standpunkt eines Soldaten angesehen hätte, gab die Richtigkeit meiner Beobachtungen zu und — — geriet in eine fast gedrückte Stimmung.

Endlich erhielten wir, da die Ankunft des Extra-

zuges sich über Gebühr verspätete, die Erlaubnis, weiter zu fahren. Eine Viertelstunde später begegneten wir dem Zuge, den ich mir mit begreiflichem Interesse im Vorbeifahren ansah.

Er war für einen Extrazug sehr groß, und in den Coupés befanden sich auffallend viele Offiziere in Gala. Doch meine Hoffnung, den General Gurko, wenn auch nur flüchtig zu sehen, wurde getäuscht. — Ich mußte mich begnügen, auf dem Tische eines sonst leeren Saloncoupés ein paar lange, bespornte, glänzende Lackstiefel liegen zu sehen, in denen Beine steckten, an die sich ein auf dem Sofa liegender Rumpf schloß, den ich im Vorüberfliegen aber nur noch gerade als solchen erkennen konnte, während mir der Schaffner grinsend, aber mit ungeheurem Respekt zuflüsterte: „General Gurko!“ —

Abends 8 Uhr kamen wir nach 30stündiger Fahrt in Warschau an. Ich wollte im Hotel Viktoria absteigen, geriet aber irrtümlich in den Wagen vom „Deutschen Hotel“. — Der Name klang mir gut; das Hotel war aber eine alte Spelunke. Doch machte ich mir wenig daraus, da ich am andern Morgen weiterfahren wollte. — Aber was mich trotz meiner Ermüdung und vollständigen Unbekannt-

ſchaft in der Stadt beinahe doch noch zum Aufſuchen eines andern Hotels getrieben hätte, war die ganz unglaubliche Unſauberkeit und der Schmutz, von dem in dieſem Hotel alles buchſtäblich ſtarrte.

Mein Zimmer war erträglich; als ich aber in die Reſtauration hinunterging, um etwas zu ſpeiſen, war ich geradezu entſetzt. Ich floh in das Leſe- und Kaffeezimmer — — da war es noch ſchlimmer! — Es war ein Dienstag, alſo noch zu Beginn der Woche; aber auf dem Fußboden lag ſo viel Dreck (dies iſt der einzige paſſende Ausdruck), daß man glauben mußte, er wäre ſeit einem Monat nicht von einem Beſen berührt worden. Die Tiſchdecken waren voll Flecken von vergoſſenem Bier, Wein und Speiſereſten. Faſt noch widerlicher ſahen die Zeitungen und Journale aus. — Es war der grellſte Gegenſatz zu den ruſſiſchen Hotels, wie ich ſie bisher kennen gelernt hatte. —

Mich ergriff phyſiſcher Ekel! —

Ich beſtellte mir ein Beefſteak auf mein Zimmer. Dasſelbe war recht gut; doch nachdem mein Hunger nach einigen Biſſen notdürftig geſtillt war, packte mich der Widerwille vor der polniſchen Wirtſchaft von neuem, und ich gab das Eſſen auf. Übrigens

hatte das Hotel billige Preise. Jedenfalls war ich froh, als ich es am nächsten Morgen verlassen konnte.

Auf der Fahrt nach der ostpreußischen Grenze fiel mir zweierlei auf. — Das erste war die große Unsauberkeit auf den Bahnhöfen mit allem, was sie enthielten, wie auch an den darauf befindlichen Menschen. Das stand ganz im Widerspruch zu den bisherigen Erfahrungen auf meiner Reise in Rußland.

Sodann überraschte mich der Anblick der zahlreichen Juden auf jedem Bahnhof, von denen ich mir eingebildet hatte, daß sie längst gründlich aus Rußland vertrieben wären. —

Wir waren wohl eine Stunde von Warschau unterwegs, als mir zum erstenmal ein Häuflein von 5 bis 6 dieser originellen Gestalten auffiel. Von nun an aber wuchs ihre Zahl progressiv mit unserer Annäherung an die Grenze; bald bildeten sie das überwiegende, dann das einzige Publikum der Bahnhöfe und schwollen zu 30 bis 40 Köpfen an.

Ihr Anblick konnte einen Melancholiker erheitern. — Einer sah genau aus, wie der andere,

Größe und Alter bildeten den einzigen Unterschied: lange, schwarze, schmierige Kaftans, spiralförmige Seitenlocken, lange, schwarze, in Doppelspitzen ausgedrehte Bärte, schwarze, schmierige Käppchen, schwarze Augen, krumme Nasen, krumme Rücken, krumme Beine und — — ein einziges Gesichtsmodell!! — Geradezu unwiderstehlich wirkten die kleinen Bocher von 8 bis 15 Jahren, die bis auf den Bart, die getreuesten Miniatur-Photographien der älteren Juden waren, aber vielleicht noch begehrlicher, hungriger nach einem möglichen Geschäftchen ausspähten. —

Es ist wunderbar, was der erste Anblick des vaterländischen Bodens nach längerer Abwesenheit für Empfindungen in uns erweckt! —

Ich hatte eine köstliche, anregende Zeit in Rußland verlebt, ich ließ die schönsten, ungetrübtesten Erinnerungen daran zurück, ich hatte Land und Leute wirklich lieb gewonnen, der Abschied erfüllte mich ordentlich mit Wehmut — — und doch, als ich den schwarz-weißen Grenzpfahl vor mir auftauchen sah, grüßte ich ihn mit Augen und Herz wie einen alten, treuen Freund, den ich lange entbehrt; ein freudiger Stolz durchströmte mich und

ich mußte an mich halten, um nicht das jubelnde Hurra, das ich ihm innerlich brachte, laut zum Fenster hinauszurufen. —

Einige Augenblicke später betrat ich freudig bewegt den Bahnhof, wo ein einziger junger Steuerbeamter den Dienst versah. Ich begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und wies ihm mein Gepäck vor, worunter zwei in Moskau eingekaufte, mit musterhafter Gründlichkeit verschlossene und vernagelte Kisten waren, ein freigiebiges Andenken meines Vetters.

Vertrauensvoll sagte ich dem Beamten, die Kisten enthielten einen messingenen Samowar mit Zubehör und russisches Porzellan-Theegeschirr. Doch ehe ich weiter sprechen konnte, fuhr er mich kurz an: „Das kann jeder sagen. — Die Sachen müssen geöffnet werden!“

Ich habe keine Ursache, dem Herrn seine „zuvorkommende“ Weigerung, mich von der Öffnung der Kisten zu befreien, übel zu nehmen. Er bewies nur gewissenhafte Diensttreue. Wenn er das aber in höflicherem Tone gethan hätte, würde er in meinen Augen nichts verloren haben. So berührte mich (ich war in Rußland bereits verwöhnt) die

Barschheit um so unangenehmer, als sie der erste Gruß im Vaterland war.

Während ein Arbeiter die Öffnung der musterhaft gründlich vernagelten Kisten vergeblich versuchte, war mein Ärger verflogen, und ich reichte dem Beamten meinen Paß, unter dem Vorwand, mir zu sagen, welche Förmlichkeiten noch zu erfüllen wären. Er las ihn und sagte dann etwas verlegen: „Können Sie versichern, Herr Major, daß die Kisten nichts Anderes, wie angegeben, enthalten?“ — Das konnte ich, worauf von einem weiteren Versuch der Öffnung Abstand genommen wurde und ich den Steuersatz bezahlte.

Ich fuhr weiter mit dem festen Vorsatz, das meinem Vetter gegebene Versprechen gewissenhaft zu halten und meinen Besuch zu erneuern, sobald die Umstände es gestatten würden. — —

Jedem meiner Landsleute gönne ich die Freude einer ähnlichen Reise in Rußland. — Wenn auch nicht jeder in der glücklichen Lage ist, daselbst einen lieben, mit allen Verhältnissen vertrauten Verwandten zu haben — — liebenswürdige und zuvorkommende Landsleute findet er dort überall, die mit wahrem Vergnügen ihm ihren Rat, ihre Erfahrung und Zeit zur Verfügung stellen.

Und wenn er dieſe Hilfe nicht in Anſpruch nehmen will, ſo wird er auch ohne ſie auskommen, wenn er ſich vertrauensvoll an die Ruſſen wendet. Er wird überraſcht ſein von ihrer Gefälligkeit, Gutmütigkeit und mancher anderen liebenswürdigen Eigenſchaft. — Er wird vollen Genuß und reiche Belehrung aus der Reiſe ſchöpfen und wird erſtaunt ſein, über die ſchiefen Vorſtellungen, die bei uns über Land und Leute verbreitet ſind.

Nach der Rückkehr wird er es vielleicht auch, wie ich, für eine patriotiſche Pflicht halten, ſein Scherflein zur Bekämpfung der bei uns hartnäckig feſtgehaltenen Vorurteile gegen Rußland beizutragen. — —

„Reiſet mehr in Rußland!“ wiederholte der Adelsmarſchall Herr D. häufig, „und die Vorurteile werden ſchwinden, die gegenwärtige Spannung wird vergehen wie ein Hauch!“

Ich kann nur aus voller Überzeugung beiſtimmen!

Anhang.

Eine Betrachtung über das russische Militär.

Ich habe keine taktischen Übungen geschlossener Abteilungen mitangesehen; beidemal, wo mir die Gelegenheit dazu geboten wurde, mußte ich aus Mangel an Zeit darauf verzichten.

Von im Dienst befindlichen russischen Soldaten habe ich, außer den zahlreichen Wachtposten, nur eine durch Petersburg marschierende geschlossene Compagnie, in Moskau nach beendeter Lagerübung einrückende Kavallerie- und Trainabteilungen, in Mozaisk einen Reservistentransport, ferner die auf dem Bahnhof von Brest-Litowski der Ankunft des Generals Gurko harrenden Militärs und endlich im Vorbeifahren bei Zarskoieszelo lagernde Truppen gesehen.

Dagegen habe ich zahlreiche Individuen aller Chargen außer Dienst gesehen, sie beobachtet und häufiger mit ihnen gesprochen. Namentlich habe ich viele Offiziere gesehen, einzelne näher kennen ge-

lernt und mich mit ihnen wiederholt und eingehend unterhalten.

Der Eindruck, den ich dabei gewonnen habe, war ein durchaus günstiger, meinen bisherigen Anschauungen häufig sehr widersprechender.

Dieses trifft hauptsächlich auf den gemeinen Soldaten zu. Alle ohne Ausnahme waren gut gekleidet, gut genährt und auffallend „propper". Der Haupteindruck, den jeder machte, war der unverkennbarer Gutmütigkeit und williger Anerkennung des höheren Standes.

Ich habe schon gesagt, mit welcher drolligen Bereitwilligkeit die Posten meinen Orden ihre Ehrfurcht bezeigten. — Aber auch wenn ich sonst einen Posten ansprach, nahm er stets eine achtungsvolle Haltung an und antwortete höflich und bescheiden. Man würde sehr irren, wenn man dieses respektvolle Benehmen gegen einen Fremden einer gewissen stumpfsinnigen Beschränktheit zuschreiben wollte. Dem widersprach die weitere Unterhaltung. Ich war oft überrascht von der ruhigen Verständigkeit, der mir (durch den Dolmetscher) gewordenen Antworten, wobei sich in den Physiognomien, wie in der Haltung der Geist guter militärischer Erziehung aus-

drückte. Das waren nicht ſtumpfe Werkzeuge, — — das waren Soldaten und zwar gute Soldaten. — Man vergeſſe auch nicht, daß meine wenigen und einfachen Orden ſelbſt auf höher ſtehende und gebildete Menſchen entſchiedene Wirkung ausübten. Das muß im ruſſiſchen Nationalcharakter liegen. —

Den gleichen günſtigen, echt ſoldatiſchen Eindruck machten mir die Leute in Breſt-Litowski; den beſten aber erhielt von den Reſerviſten in Mozaisk.

Es war etwa 5 Uhr nachmittags. Die Reſerviſten ſaßen alle ordnungsmäßig in den Waggons; ſie ſahen friſch, munter und von der Sonne gebräunt aus. Ganz auffallend war die Sauberkeit ihrer Uniformen; man hätte glauben können, die Leute ſollten zur Parade oder zum Sachenappell antreten. — Dabei hatten ſie noch an demſelben Tage manöveriert und eine vierwöchentliche Übung damit beendet!

Jeder deutſche Compagniechef wird den Moment würdigen und meine Überraſchung begreifen, als ich beim Herauf- und Heruntergehen am Zuge nirgend auch nur eine Spur von Angetrunkenheit, nicht einmal von ausgelaſſener Freude oder lärmender Unterhaltung fand.

Die Leute ſaßen ſchweigend, in gerader Haltung

und musterhafter Ordnung da; ihre Augen folgten mir mit fast dem selben Interesse, mich welchem ich sie musterte; doch nicht ein schlechter Witz oder eine freche Bemerkung ließ sich hören! — Dabei sahen die Leute ganz und gar nicht geistlos oder stumpfsinnig aus, wohl aber drückte sich in ihren Mienen eine ergebene Resignation, ein sich bereitwillig unterwerfender Gehorsam unter den offenbar erhaltenen Befehl aus, sich ruhig und anständig zu verhalten.

Es beschlich mich ein ganz eigenes Gefühl und unwillkürlich kam mir der Gedanke: „Ja, das können jene Soldaten aus dem Schipkapaß werden, die nicht bloß im Kampfe fielen — das ist gar nichts! — nein, die erfroren, verhungerten, verendeten, bis einzelne Compagnien auf 40, 25, 17 selbst 11 Mann herabschmolzen! Aber diese Reste versahen klaglos, stumm, als selbstverständlich — es war ja Befehl! — ihren Posten weiter, ohne nur eine Ahnung von ihrer Heldenhaftigkeit zu haben. — —

Merkwürdigerweise habe ich weder im Zuge noch auf dem Bahnhofsteige einen Offizier bemerkt. Der Zug wurde nur von einigen Gendarmen, die in weiten Abständen verteilt waren, überwacht. — An einen von diesen wendete ich mich. Ich sagte,

daß ich als preußischer Offizier — hier nickte der Gendarm und sagte lächelnd: „Das habe ich gewußt!“ — die Leute mit großem Interesse angesehen habe, und daß sie mir einen vortrefflichen Eindruck gemacht hätten.

Der Gendarm hatte mir kaum die Auskunft gegeben, daß es Reservisten seien, die nach Moskau fahren, um andern Tages entlassen zu werden, als ich unsere Unterredung abbrechen mußte, um weiter zu fahren. Ich konnte nicht einmal mehr eine Erklärung für das gänzliche Fehlen der Offiziere erhalten. Wahrscheinlich waren diese beim Essen. — Unter gleichen Umständen müssen bei uns einige Offiziere ablösungsweise die Mannschaften beaufsichtigen. Hier schien das nicht für nötig befunden zu sein, und diese Leute bedurften auch wirklich keiner weiteren Aufsicht. —

Die russische Uniform ist schmucklos, aber äußerst praktisch; es ist zweifellos die für das Feld zweckmäßigste aller Uniformen. Obgleich der einzelne Soldat in ihr die Augen des schönen Geschlechts nicht besonders auf sich ziehen mag, so macht sie doch in der Truppe gerade durch ihre schlichte Einfachheit einen echt militärischen Eindruck.

Ein Herr B., mit dem ich in Syllamäggi täglich zusammen war, und der als Reserveoffizier den türkischen Krieg mitgemacht hat, gab mir manche interessante Aufschlüsse über den russischen Soldaten.

Als charakteristischste Eigenschaft stellt auch er dessen grenzenlose, fast zu weit gehende Gutmütigkeit hin. Es wäre rührend gewesen, mit welcher zärtlichen Sorgfalt der russische Soldat nach dem Gefecht die gefangenen oder verwundeten Türken behandelt hätte, und wie er, selbst unter den entsetzlichsten Entbehrungen leidend, den letzten Bissen Brot mit ihnen geteilt habe. — Ganz dasselbe wäre übrigens auf türkischer Seite geschehen. Herr B. sprach überhaupt von der türkischen Armee mit höchster Anerkennung ihrer militärischen und menschlichen Eigenschaften.

Auf meinen Einwand, daß die Russen als Verbündete in Deutschland noch jetzt ein merkwürdiges Andenken durch ihr kindliches Begehren nach allem, was nicht und auch nach dem, was niet- und nagelfest war, hinterlassen hätten, und daß der Gedanke, sie auch nur vorübergehend als Feinde im Lande zu haben, keineswegs beruhigend sei, sagte der Herr

mit Eifer und Überzeugung, das wären ganz falsche, veraltete Vorstellungen.

Die Russen, versicherte er, ständen heute unter einer so strengen Disziplin, wie wohl keine andere Armee. Von Plünderung, Raub, Verwüstung wäre gar keine Rede. Selbstverständlich kämen auch in der russischen Armee Ausschreitungen einzelner vor, aber vielleicht seltener, als in jeder anderen; und in keiner würden solche Ausschreitungen so streng bestraft, wie in der russischen, denn die Übelthäter würden unerbittlich ohne viel Federlesens erschossen.

Er erzählte aus persönlicher Erfahrung, wie die in unmittelbarer Nähe von Ortschaften lagernden Soldaten aus Mangel am Notwendigsten fast verhungerten, während das Vieh, Geflügel und die Schweine der Bauern unangetastet umherliefen. Requisitionen waren eben nicht erlaubt.

„Und die Kosaken?“ fragte ich. — „Auch sie machen heute keine Ausnahme mehr und stehen unter derselben strengen Disziplin wie die übrige Armee.“

Von diesem Lob nahm der Herr rundweg eine Truppengattung aus. — Das waren die Tscherkessen, denen er gewissermaßen entschuldigend die türkischen Tscherkessen und Bazibozuks gegenüber stellte. Das

sei auf beiden Seiten eine zügellose, grausame Bande von Räubern, Mördern und Dieben, von der eigenen Armee ebenso gefürchtet und gehaßt und noch mehr verachtet, als vom Feinde. —

Ganz neu war mir die große Verschiedenheit in der aktiven Dienstzeit in Rußland. Es ist das eine Neuerung des Kriegsministers Wanowski. Es sollen bei der Fahne, soviel ich verstanden habe, dienen:

½ Jahr die Besucher von Universitäten,

1 Jahr, die die Gymnasien absolviert haben.

Beide Kategorien müssen sich selbst bekleiden und unterhalten, wie unsere Einjährigen. — Auf Kosten des Staats dienen ferner:

2 Jahre, die die Sekunda besucht oder Bürgerschulen absolviert haben,

3 Jahre, die die niederen Schulen,

4 Jahre, die die Elementarschulen besucht haben,

5 Jahre endlich, die gar keine Schulbildung haben.

Es leuchtet ein, welch ein gewaltiges Mittel zur Hebung der allgemeinen Volksbildung diese Einrichtung sein muß, und der Erfolg soll sich auch bereits fühlbar machen.

Die Russen gehen aber noch weiter. Bei jedem Regiment sollen mehrklassige Schulen eingerichtet

sein, deren Besuch jedem Soldaten freigestellt ist. Es soll von dieser Erlaubnis in fast unerwünschtem Umfange Gebrauch gemacht werden, denn nach erfolgreichem Besuch der Klassen und nach bestandener Prüfung können die Leute mit längerer Dienstverpflichtung in die höhere Kategorie versetzt und demgemäß früher entlassen werden. Ja, es soll sogar vorkommen, daß einzelne, die als Analphabeten auf 5 Jahre eingezogen waren, schon nach 3 Jahren entlassen werden können.

Die Russen scheinen überhaupt mit Armeeschulen einen wahren Luxus zu treiben, denn sie haben noch zahlreiche, höhere Truppenschulen, deren erfolgreicher Besuch von Soldaten diese zu Unteroffizieren befördert.

Noch andere Schulen erschließen den Unteroffizieren die Offiziercarriere. Thatsächlich kann in Rußland jeder, der sich die nötigen Schulkenntnisse erwirbt, ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen, Offizier werden, und ein großer Teil der Subalternoffiziere wird auf diesem Wege ergänzt.

Daß dieser so verschiedenartige Offiziersersatz manche Unzuträglichkeiten haben muß, liegt auf der Hand. Doch werden die Russen bei dem bisherigen

geringen Stand der Volksbildung wohl zu diesem Mittel gezwungen sein. Ich möchte fast glauben, daß gerade dieser Notstand die erste Ursache gewesen ist, die Russen zu einem so energischen, beinahe unfehlbaren Mittel schneller Hebung der Volksbildung greifen zu lassen, wie sie es jetzt in den verschiedenen Dienstkategorien besitzen.

Leider habe ich keine Gelegenheit gehabt, solche Unteroffizier-Offiziere kennen zu lernen; ich habe nur auf Bahnhöfen Offiziere beim Essen beobachten können, die mir nach den dabei zu tage tretenden Gewohnheiten dieser Kategorie anzugehören schienen. Doch wenn ihre Manieren dabei auch nicht besonders fein waren, — soldatisch machten sie keinen ungünstigen Eindruck.

Die Offiziere, die ich sonst gesehen und kennen gelernt habe, gehörten der Garde an oder waren aus den Gardeeinjährigen als Reserveoffiziere hervorgegangen. Es waren vornehme, feingebildete Gentlemans, die einen höchst günstigen Eindruck machten, bis — — auf den Verkehr untereinander. Dieser frappierte mich, den preußischen Offizier, sehr, besonders als ich ihn zuerst in Gatschina sah.

In der Restauration dort waren mehrere Offi-

ziere, die aber einzeln oder zu zweien an kleinen Tischen saßen. Man kann sich denken, wie überrascht ich war, als ich sah, wie die Offiziere sich gegenseitig vollständig ignorierten. Sie begrüßten sich beim Kommen oder Gehen nicht einmal durch einen Blick; sie waren Luft für einander. Selbst von Stabsoffizieren wurde nicht Notiz genommen. Ob die auf der Straße sich begegnenden Offiziere sich überhaupt grüßen, kann ich nicht sagen, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, das zu sehen.

Diese Art und Weise befremdet deutsche Offiziere sehr; sie scheint aber Gewohnheit und Sitte zu sein, der keine weitere Bedeutung beigelegt wird. Immerhin wirft sie auf die Auffassung von russischer Kameradschaft kein besonders günstiges Licht.

Ferner fiel mir auf, daß die sehr achtungsvollen und aufmerksamen Grüße der Soldaten von den Offizieren sehr selten erwidert wurden. Die Vorschrift dazu scheint ebenso wie bei uns zu bestehen, doch wird anscheinend noch weit öfter gegen sie verstoßen, als bei uns.

Um so angenehmer berührte mich nach diesen Beobachtungen das feine, höfliche Benehmen der Offiziere gegen mich, sobald ich ein paar Worte mit ihnen wechselte. —

Die Einjährigen, Reserveunteroffiziere und Vizefeldwebel (allerdings auch meist von der Garde) machten mir in militärischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung einen vortrefflichen Eindruck. Das kann nicht wundernehmen, da sie ihrer Bildung und ihrem Stande nach dem besten Drittel unserer Einjährigen gleichstehen. Ihre stufenweise Beförderung ist ganz ähnlichen Examens- und Übungsbedingungen wie bei uns unterworfen, nur spielen die Lagerübungen dabei eine besondere Rolle. Auf diese wird überhaupt hoher Wert gelegt, und die vier Wochen alten Lager bei Zarskoieszelo, die ich mit dem Bahnzug wiederholt passierte, sahen wirklich wie Schmuckkasten aus.

Ich glaube, daß die Einjährigen ein vorzügliches Material für Reserveoffiziere abgeben müssen, ob aber auch ein ausreichendes, ist die Frage, denn außerhalb der Garde soll ihre Stärke in den Corps sehr verschieden, in manchen sogar sehr gering sein.

Die Krone der russischen Armee sind unbedingt ihre Gendarmen. Wollte ich sie nach Gebühr loben, so müßte ich überschwänglich werden. Ich habe schon gelegentlich ihrer guten Eigenschaften erwähnt und kann mich hier darauf beschränken, ihres stets

höflichen, ruhigen und sicheren Auftretens zu gedenken. Sie sind Elitesoldaten, die auch der stolzesten Armee zur höchsten Zierde gereichen müßten. — —

Das landläufige Urteil zollt der russischen Armee in ihrem Heldenmut, ihrer Todesverachtung, ihrer Vaterlandsliebe, Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit meist uneingeschränktes Lob und beinahe neidvolle Anerkennung. Aber ebenso unbestritten gilt auch ihre Schwerfälligkeit, Passivität und mangelhafte taktische Ausbildung.

Die Russen haben tüchtige, schneidige und siegreiche Generale gehabt, aber wenige strategisch-taktische Talente, ein wirkliches strategisches Genie bisher überhaupt nicht.

Ihre Niederlagen haben ihre Ehre niemals berührt, vielmehr stets den Ruf ihrer Tapferkeit und Todesverachtung noch verstärkt. — Rußland hat viele ruhmvolle Siege erfochten, aber alle unter außerordentlichen Strömen von Blut, mit dem sie immer überaus verschwenderisch waren.

Die Ursachen der russischen Niederlagen sind in ihrem taktischen, die Ursachen ihrer verlorenen Feldzüge meist in ihrem strategischen Ungeschick zu suchen, noch mehr aber in den überraschend mangelhaften

Kriegsvorbereitungen, in den kläglichen Veranstaltungen zur Verpflegung, Ernährung, Bekleidung und Unterstützung der Armee im Felde.

Die Schuld daran wird der Unehrlichkeit, Gewissenlosigkeit und Raubgier ihrer Lieferanten, Intendanten und selbst ihrer höheren und höchsten Offiziere zugeschrieben, von denen der russische Staat wetteifernd bestohlen, betrogen und ausgeraubt werden soll, nicht bloß im Kriege, auch, und fast noch mehr, im Frieden, so daß der Zar nie wissen soll, wie viel von den amtlich angegebenen Vorräten an Getreide, Lebensmitteln, Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung, ja selbst an Soldaten wirklich vorhanden ist, wie viel davon nur auf dem Papier steht.

So hat sich die russische Armee gezeigt seit 200 Jahren, so auch noch im letzten Kriege gegen die Türken.

Das ist das Urteil gewesen über die russischen Staats- und Armeeverhältnisse bei den großen Volksmassen und selbst in weiten Militärkreisen solcher Staaten, die mit der Möglichkeit eines Krieges mit Rußland rechnen.

Es ist noch heute unverändert das alte, teils anerkennende, teils wegwerfende Urteil.

Ich halte dieses Urteil heute für schief, für falsch und deshalb für äußerst gefährlich.

Das alte Lob verdient der russische Soldat noch heute ungeschmälert; den früher berechtigten Tadel jedoch nur noch in sehr eingeschränktem Maße; ob überhaupt noch — — wird die Zukunft lehren.

Die russische Armee hat unter dem stillen, rastlosen, planmäßigen und stetigen Wirken ihres Kriegsministers Wanowski an Quantität sehr viel, aber an Qualität noch unvergleichlich viel mehr gewonnen.

Der Umschwung seit dem letzten Kriege ist gewaltig.

In den letzten zwanzig Jahren haben alle Armeen bedeutende Fortschritte gemacht, — — die russische die bedeutendsten. Und das nicht allein deshalb, weil sie am weitesten zurück war.

Wie Friedrich der Große 1756 rief: „Das sind nicht die alten Österreicher mehr!“ wie die Franzosen 1813 ganz andere Preußen vorfanden, als 1806, — so wird vielleicht der nächste Gegner Rußlands schmerzlich-erstaunt fragen: „Sind das die Russen?!“

Wer aufmerksamen Auges die Entwicklung der

russischen Armee seit dem letzten Kriege verfolgt hat, der kennt ihre Fortschritte; von der großen Masse werden sie aber lange nicht genug gewürdigt.

Die diese Fortschritte nur ahnen, nur instinktiv fühlen, aber doch mit einem russischen Kriege rechnen, trösten sich mit der unbestimmten Hoffnung, die alten verderblichen Korruptionszustände als ihren besten Bundesgenossen wiederzufinden. —

Wenn sie nur nicht bitter enttäuscht werden!

Diese regelrechten Korruptionszustände bleiben selbst nach Abzug der gewaltigen Übertreibungen und schadenfrohen Entstellungen — namentlich was die angebliche, schamlose Raubgier russischer Generale und Feldherrn betrifft — immer noch entsetzlich genug. Ich bin auch überzeugt, sie werden sich in einem neuen Kriege unliebsam störend geltend machen, denn so etwas kann nicht mit einem Schlage ausgerottet werden, — — aber sie werden gegen früher verschwindend klein bleiben.

Daß der Kriegsminister Wanowski, und dieser nicht allein, gerade hierauf das Augenmerk gerichtet hat, weiß der aufmerksame Beobachter genau. Mit welchem Erfolg? — — das muß erst der nächste Krieg lehren.

Aber ich glaube bestimmt, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Erfolg wirklich erreicht ist.

Jedenfalls ist es weit besser und klüger, diesen Posten der Schwäche dem etwaigen Gegner nicht zu stark in Rechnung zu stellen, zumal dieser Fehler, der eine „civilisiertere" Armee auflösen, zu Grunde richten muß, diese Wirkung auf die russische Armee nicht in annähernd gleich starkem Maße erzielt. Dieser kommt dabei ihr stumm-gehorsamer Nationalcharakter, ihre Bedürfnislosigkeit, ihr „barbarischer" Standpunkt nahezu ausgleichend zu statten.

Und wenn nun im nächsten Kriege auf russischer Seite ein wirkliches Feldherrngenie in die Erscheinung tritt? Man kann doch diese Möglichkeit nicht einfach abstreiten; die Russen haben wenigstens am längsten ein solches Genie entbehrt! Vielleicht ist das geistige Ringen in der russischen Armee nicht sehr allgemein, — — ich weiß es nicht. Aber daß hochbedeutsame, strebsame Geister unter ihren Generalen vorhanden sind, könnte wenigstens jeder wissen.

Und ein wirklicher Stratege genügt, um eine sonst gute Armee — und das ist die russische — auf die Höhe unvergänglichen Ruhmes zu erheben.

Ich glaube nicht an einen Krieg mit Rußland

in absehbarer Zeit, denn ich weiß, daß Deutschland durchaus nur an Abwehr denkt, und ich bin ebenso fest überzeugt, daß Rußland gleichfalls fern von allen Angriffsgedanken lediglich nur zur Verteidigung rüstet.

Sollte es aber trotzdem aus unglücklichen Mißverständnissen, aus hartnäckig festgehaltenem, gegenseitigem Mißtrauen zu einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland kommen, so hege ich die feste Hoffnung und Überzeugung, daß Deutschland daraus als Sieger hervorgehen wird. —

Aber der Kampf würde ein überaus hartnäckiger, zäher, erbitterter sein und ganz ungeheure Opfer erfordern, ohne auch bei glücklichem Ausgang Deutschland irgend welchen dauernden Nutzen zu bringen.

Und eine der ersten Vorbedingungen zum Siege wird sein, uns sorgfältig vor jeder Unterschätzung des Gegners zu hüten.

Darum halte ich es für meine Pflicht, meinen Landsleuten meine Meinung über die russische Armee unverhüllt auszusprechen.

Ich weiß es aus eigener wie fremder Erfahrung, daß eine offene Anerkennung Rußlands in weiten Kreisen wie ein Mangel an Patriotismus aufgefaßt

und verdächtigt wird, daß die Aussprachen solcher Anerkennung selbst in Fachkreisen, die die Wahrheit besser kennen sollten, ja die sie selbst wirklich besser kennen, unsympathisch empfunden wird.

Das kann mich in meinem Vorhaben nicht hindern.

Nicht im wohlfeilen Schmeicheln nationaler Eitelkeit zeigt sich der wahre Patriotismus, auch nicht darin, daß man sich urteilslos zum unbewußten Werkzeug von Bestrebungen macht, die teils unklar und versteckt, teils von glühendem Patriotismus — nur nicht von deutschem — eingegeben, immer aber rein egoistisch sind, sondern darin, daß man den Mut hat, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie unliebsam berührt.

Und wo thut die Wahrheit das nicht?

Sollten aber diese Auslassungen eines Privatmannes über Rußland auch nur das geringste Scherflein zur friedlichen Annäherung zweier in keinen wichtigeren Interessen kollidierender Völker beitragen, — — so wäre das der reichste Lohn für meine patriotische Absicht. —

J. V. von Scheffels Werke.

Quart-Ausgaben.

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 3. Aufl. Hochelegant geb. *M* 12.—

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustrat. von A. v. Werner. 2. Aufl. Hocheleg. geb. *M* 25. —

Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 3. Aufl. Hocheleg. geb. *M* 45.—

Das Waltariilied. Verdeutscht. Mit Illustrationen von Alb. Baur. Hochelegant geb. *M* 10.—

Groß Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. Mit 12 Bildern von A. v. Werner. Hochelegant geb. *M* 10.—

Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 2 Bde. 6. Aufl. Hochelegant geb. *M* 10.—

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustrat. von A. v. Werner. Hocheleg. geb. *M* 10.—

Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 3. Aufl. Hocheleg. geb. *M* 12.—

Waldeinsamkeit. Dichtung. Mit 12 Bildern von Jul. Marak 5. Aufl. Hochelegant geb. *M* 8.—

Klein Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. 17. Aufl. Hochelegant geb. *M* 6.—

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 5. Aufl. Hochelegant geb. *M* 6.—

Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 134. Auflage. Hochelegant geb. *M* 6.—

Episteln. Geheftet *M* 3.60, eleg. geb. *M* 4.50.

Fünf Dichtungen. Hochelegant geb. *M* 4.—

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 56. Aufl. Hochelegant geb. *M* 4.80.

Gedichte aus dem Nachlaß. 4. Aufl. Hocheleg. geb. *M* 4.—

Aus Heimat und Fremde. Lieder und Gedichte. Hochelegant gebunden *M* 4.—

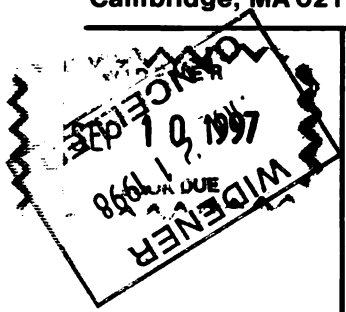
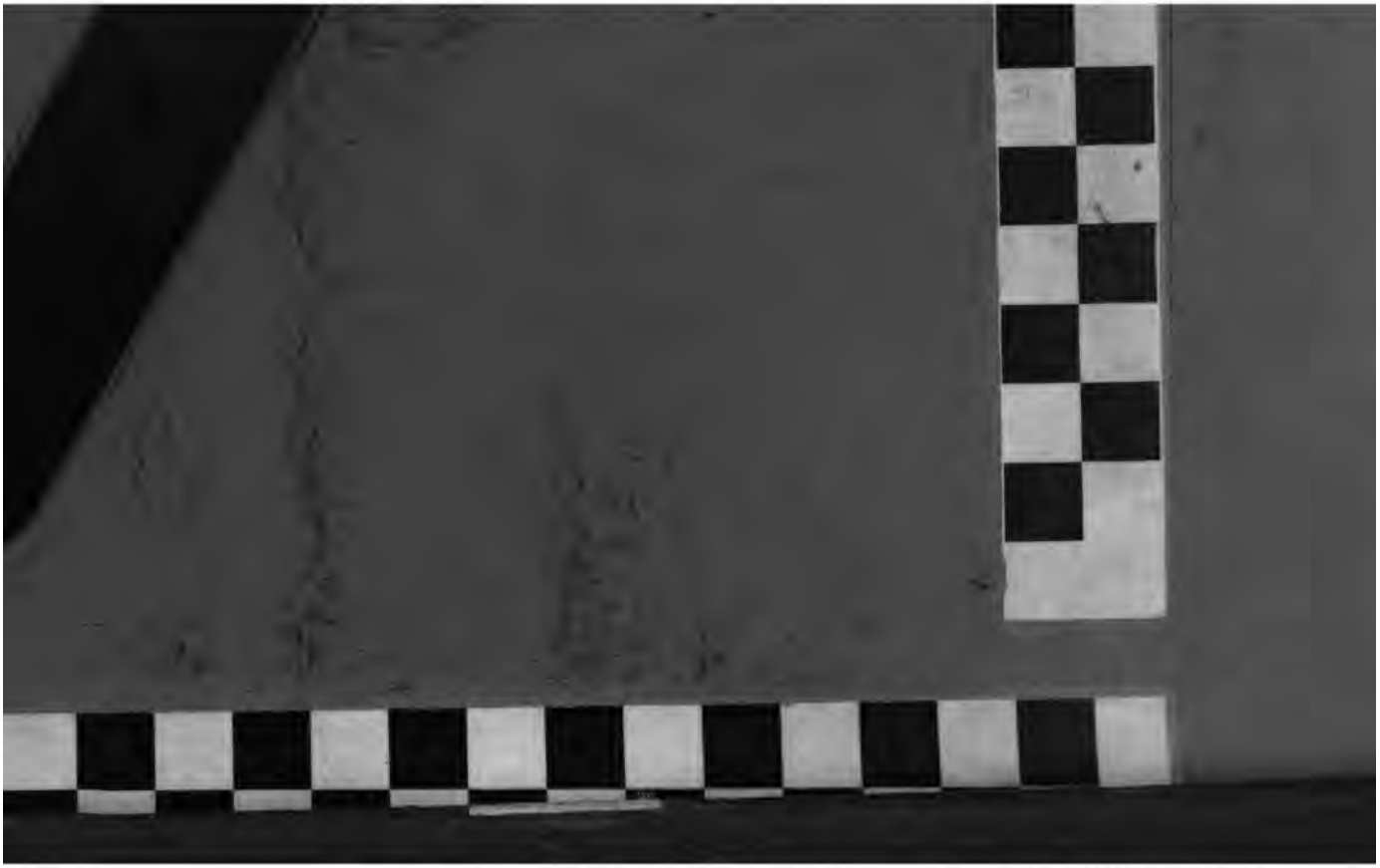
Hugideo. Eine alte Geschichte. 7. Aufl. Hocheleg. geb. *M* 2.—

Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 5. Aufl. Hochelegant geb. *M* 7.—

Reisebilder. Mit einem Vorwort v. Joh. Proelß. Geheftet *M* 5.—, hochelegant geb. *M* 6.—

Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. 208. Aufl. Hochelegant geb. *M* 4.80.

3 2044 018 950 964

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413